

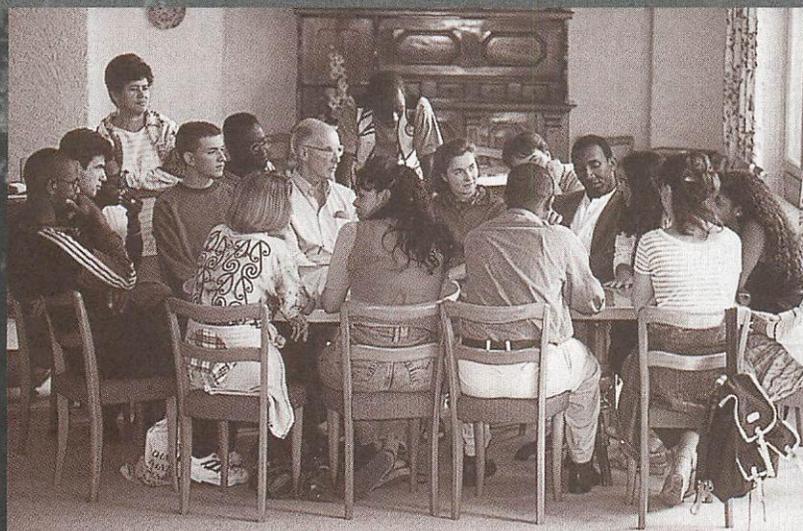
49. Jahrgang

CAUX Information

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

8-10/97
August-Oktober

Lerngemeinschaft für die Welt von morgen



In dieser Ausgabe

VERGANGENHEIT HEILEN – ZUKUNFT GESTALTEN – in der Schweiz: IKRK-Präsident Cornelio Sommaruga und Professor Jean Halpérin	3
Mahnzeichen für die Würde der Geringsten: Gedenkfier für jüdische Flüchtlinge	3
GESPRÄCHE FÜR GERECHTIGKEIT UND VERSÖHNUNG Teilnehmer aus 56 Ländern, darunter die Königin der Maori aus Neuseeland, ruandische Flüchtlinge und ein Mitglied der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission im Erfahrungsaustausch	4–6
«Le point fixe»: Gemeinsamkeit erleben	6
SONDERBERICHT AUS MINNEAPOLIS: Eine dynamische Lerngemeinschaft in den USA	7
ZUM NACHDENKEN «Zu Licht und Schatten stehen» Pfarrer Heinrich Rusterholz	9
BITTE HINAUSLEHNEN Die Ehemaligen einer internationalen Revue, die 1967–1971 auf Welttournee war	11
MENSCH UND WIRTSCHAFT Gefragt: ein werteorientierter Führungsstil in Gesellschaft – Firma – Familie	14
Praktizierte Absage an die Korruption	15
ÖFFENTLICHER VORTRAG Generalsekretär des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG) Bill Jordan	16
TIEFE UND WEITE Aus der Woche «Ein Leben im Glauben»	18
Französische Mutter entdeckt das «hörende Gebet»	18
Engagement im Glauben während der ethnischen Unruhen in Bombay	19
PSCHSCHSCHSCHT! Eine schöpferische Woche über das Zusammenspiel von Kreativität, Freiheit und Dienst in der Gesellschaft	20
FREIHEIT UND KREATIVITÄT Der Vortrag des russischen Bildhauers Ernst Neiswestny	20
MORAL, POLITIK UND DIE BÜRGER Der Philosoph Vittorio Hösle im Gespräch mit einem Schweizer Nationalrat, einem neugewählten Abgeordneten aus Japan, einem Religionswissenschaftler aus Moskau, einem britisch-indischen Doktoranden in medizinischem Recht und einem aufmerksamen Publikum	22
WIE WIRD CAUX FINANZIERT?	23
ZUR WEITEREN INFORMATION: Bücher, Video, die Zeitschrift	24

Die Sommerkonferenz 1997 trug den Titel: «Die Welt von morgen, eine dynamische Lerngemeinschaft». Und das auf einem Planeten, wo überall die Dynamik der Spaltung vorzuherrschen scheint? Ein Wissenschaftler, der mit andern jungen Berufstätigen einen der Konferenzabschnitte vorbereitet hatte, machte sich seine Gedanken:

... eine dynamische Lerngemeinschaft, was heisst das? Wie können wir sie mitgestalten? Letzten Sonntag hörte ich einen Geistlichen sagen, das Sonnensystem sei mit 200 km pro Sekunde im Weltall unterwegs. Unsere Planetengemeinschaft bewege sich um einen anderen Teil des Alls und komme etwa alle 29 000 Jahre wieder in die heutige Position zurück... Kurz, da ist eine Dynamik am Werk. Strömungen bewegen die Weltmeere, Gebirge ragen heraus, und ganze Gemeinschaften – von Würmern und anderem – sind gerade in diesem Moment am Werk.

Ein Besucher in Caux könnte nun sagen: «Na, und?» An den Tagungen bilden die Gesprächs- und Arbeitsgruppen kleinere Gemeinschaften. Jede Person mit ihrer einmaligen Identität, ihren eigenen Gedanken, ihrer Staatszugehörigkeit und Religion, an diesem einzigartigen Punkt auf ihrem Lebensweg angelangt, möchte mit anderen, ebenfalls einzigartigen Personen etwas entdecken und gestalten. Ist nicht jede Konferenz in Caux ein ganz spezieller Mikrokosmos, wo wir ausprobieren können, wie die menschlichen Beziehungen wirklich gestaltet und verfeinert werden können?

Ich hörte einmal einen Mönch sagen, die Liebe sei das integrierende Prinzip des Universums. Hier in Caux habe ich – dank einiger persönlichen Erlebnisse – zu hoffen begonnen, dass dies wirklich so ist. Ich habe nämlich beobachtet, wie hier manchmal der Geist wirken kann. Ich möchte nicht versuchen, dies zu definieren, habe aber erlebt, wie es ist, sich davon tragen zu lassen und daran mitzugestalten. Andererseits habe ich mich auch schon beim Widerstreben und Abblocken ertappt: Hier war bei mir stets Hochmut im Spiel – ein Aufbäumen meiner zerbrochenen, gefallenen Natur. Gleichzeitig weiss ich, dass Mitgestalten heissen kann, diesen Hochmut zu erkennen, ihm Absage zu erteilen, um Verzeihung zu bitten und – ohne Menschen oder Dinge an mich ziehen zu wollen – in Demut als Brücke oder Instrument verfügbar zu sein.

*Alan Channer
aus seiner Einleitung zum Konferenzthema
«Das Leben im Glauben»*

Impressum

Redaktion
Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion
Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen
MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement
Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–,
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten
Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postbank Karlsruhe,
BLZ 660 100 75, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise
zweimonatlich

Druck
Brunner AG, Druck·Informatik·Verlag,
6010 Kriens

Fotos
Azzopardi, Channer, Lancaster, Odier, Rengfeldt,
Spreng, Williams, Alan White

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ◆ Wunden der Geschichte heilen
- ◆ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ◆ den Einzelnen und die Familie fördern
- ◆ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ◆ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ◆ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

Verantwortung globalisieren

Das erste Wochenende des Sommers war einem Gedankenaustausch über die Heilung der schweizerischen Vergangenheit und die Gestaltung ihrer Zukunft gewidmet. Cornelio Sommaruga, Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), erinnerte dabei an die menschliche Tragödie des Holocaust:

«Dies war ein Scheitern der ganzen Zivilisation, auch der Schweiz und des Roten Kreuzes. Ich muss dies stets neu in Erinnerung rufen.» Er stellte fest, nach dem Zweiten Weltkrieg sei der Ruf: «Niemals wieder!» leider rasch in Vergessenheit geraten, was er täglich in Berichten der in tragischen Situationen engagierten IKRK-Delegierten feststellen müsse. «Heute wird viel über Globalisierung gesprochen, aber man vergisst oft, über die Globalisierung von Verantwortung zu sprechen», schloss Sommaruga.

Zum Bestreben, die Vergangenheit zu heilen, meinte Professor Jean Halpérin, Dozent für jüdische Philosophie an der Universität Freiburg (Schweiz): «Eine Gewissensforschung ist schmerzhaft. Dazu bietet sich jetzt eine Gelegenheit, die es nicht zu verpassen gilt.» Dabei seien weder Verallgemeinerungen noch Vereinfachungen von Nutzen. Zur Gestaltung der Zukunft sei eine «ungeduldige Geduld» angebracht.

Furchtlos Bilanz ziehen

Acht Schweizer Bürger verschiedener Generationen und Herkunft legten ihre persönliche Sicht zu den Fragen über die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs dar. Daniel Mottu, einer der Mitverantwortlichen des Konferenzzentrums von Caux, fasste seine Empfindungen so zusammen: «Werden Kommissionen genügen? Auch da wird es für uns alle darum gehen, tiefer zu forschen. Ich hoffe von Herzen, dass wir trotz der Irritation, welche die manchmal gar übertriebenen oder bösartigen Anschuldigungen in uns hervorrufen, als Schweizer den moralischen Mut aufbringen werden, der Vergangenheit ins Auge zu schauen. Hier in Caux hat uns die Ehrlichkeit unserer französischen, deutschen, japanischen und britischen Freunde, mit der sie die Vergangenheit ihrer Länder eingestanden haben, immer wieder tief bewegt. Jetzt ist es an uns, furchtlos, aber mit Respekt Bilanz zu ziehen von dem, was im Leben unseres Landes gültig und erhaltenswert ist und was nicht.»

Kettenreaktionen

Am nächsten Morgen meldeten sich Redner aus verschiedensten Ländern zu Wort, die durch das ehrliche Suchen der Schweizer tags zuvor berührt und ange-regt worden waren, über die Vergangenheit und Verantwortung ihrer eigenen Länder nachzudenken. Ein Engländer sprach über die Beziehung Grossbritanni-

damaligen Hotel Esplanade (Caux Palace) von Ende Oktober 1944 bis Juli 1945 untergebracht waren, und auch für all jene, die den Schrecken des Zweiten Weltkriegs nicht entinnen konnten, «jene Gruppe, die wir nie vergessen wollen: die Flüchtlinge, die an unseren Grenzen zurückgewiesen wurden und von denen ein grosser Teil den Krieg nicht überlebt haben», erläuterte Pierre Spoerri, Ratsmitglied der Stiftung für Moralische Aufrüstung. «Die dritte Gruppe», fuhr er fort, «sind die heutigen Flüchtlinge und Asyl-suchenden, die vor einer ungewissen Zukunft stehen, vor allem jene aus Bosnien und Kosovo.»

Marianne Spreng



Die Gedenk-Eiche wird gepflanzt

ens zu Irland. Ein afrikanischer Beamter und Politiker, der zur Zeit in der Schweiz im Exil lebt, meinte, wenn die Afrikaner nicht selber bereit seien, ihre Rolle in der Frage des Sklavenhandels anzuerkennen, würden sie nie aus ihrem Minderwertigkeitsgefühl und ihrer Unfähigkeit, mit den heutigen Problemen umzugehen, herauswachsen.

Gedenkstunde

Einige Tage später wurde das Thema «Vergangenheit heilen – Zukunft gestalten» während einer Gedenkstunde für die beinahe 2000 Flüchtlinge weitergeführt, die im heutigen Konferenzzentrum, dem

Einer der asiatischen Tagungsteilnehmer, ein singhalesischer Geschäftsmann aus Australien, war von dem Gehörten besonders beeindruckt. «Denkt man an die Vergangenheitsbewältigung, die in so vielen unserer Länder, zum Beispiel in meiner ursprünglichen Heimat Sri Lanka auf uns zukommen wird, hat ein solcher Anlass ganz besondere Bedeutung.» In seinem Bericht schreibt er:

Letzten Mittwoch luden unsere Schweizer Freunde in Caux alle 350 Teilnehmer auf eine Reise zurück in die schmerzreiche Zeit des Zweiten Weltkriegs ein, um der jüdischen Flüchtlinge zu gedenken, die während des Krieges in Caux Unterkunft gefunden hatten. Pierre

Gespräche für

Spoerri verlas ergreifende Ausschnitte aus Briefen von Menschen, die damals als Kinder in Caux gelebt hatten. Die Schreibenden erinnerten sich der Freude, der Erleichterung und der Hoffnung, die sie damals verspürt hatten. Nicht weniger bedeutungsvoll war die symbolische Geste der Reue angesichts der Tausenden, die damals an der Schweizer Grenze zurückgewiesen und damit dem sicheren Tode ausgeliefert worden waren. Unter strahlend blauem Himmel wurde ihnen zur Ehre an der Promenade oberhalb des glitzernden Sees eine Eiche gepflanzt. Rabbiner Marc Gopin, Professor für Konfliktlösung an der George-Mason-Universität in Washington D.C., und Pfarrer Heinrich Rusterholz, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, nahmen als erste den Spaten und schütteten Erde auf die Wurzeln des jungen Bäumchens. Reihum folgten andere ihrem Beispiel.

Später versammelten wir uns im grossen Saal in der Fenstergalerie um eine Kerze, deren Flamme vor dem leuchtenden Farbenmeer des Abendhimmels tanzte. Rusterholz und Rabbi Gopin sprachen zum Anlass. Manch einer hatte Tränen in den Augen. *(Die Ausführungen von Heinrich Rusterholz sind im Text ZUM NACHDENKEN auf Seite 9 wiedergegeben. Die Redaktion.)*

Rabbiner Gopin führte uns in seine Gedanken und Gefühle über all diese Ereignisse und ermöglichte uns damit ein tiefes Verständnis für das Trauma. Er rief uns auf, gemeinsam an der Heilung der kollektiven Erinnerung des jüdischen Volkes zu arbeiten. Er sprach über das Paradox, dass wir, wenn wir mit den Fehlern der Vergangenheit konfrontiert sind, einerseits Reue empfinden, andererseits unsere Position verteidigen. Er lobte das Schweizer Volk für die mutige Gewissensprüfung, die zur Zeit im Gange sei. Während der Rabbi sprach, ging die Sonne hinter den Bergen unter. Drei Flugzeuge zogen in weiter Entfernung weisse Spuren über den Himmel. Nachdem sie verschwunden waren, blieben drei sich sternförmig überkreuzende Linien zurück. Sie erinnerten mich an den Davidsstern.

Mohan Bhagwandas

Der Eröffnungsabend der Gesprächswoche war ein erstaunlicher Anlass. Da war die Königin der Maori aus Neuseeland mit sieben Begleiterinnen und Begleitern, Joan Bolger, Gattin des Ministerpräsidenten Neuseelands, und Rosa Birch, Gattin des Finanzministers. Aus dem Norden Nigerias waren die Emire von Kano und Dhara angereist; auch das übrige Afrika war gut vertreten. Die Abordnung aus Jamaika wurde vom Generalgouverneur, Sir Howard Cooke, vorgestellt; sein Amtskollege von Belize, Sir Colville Young, war ebenfalls anwesend. Insgesamt waren 56 Länder vertreten.

Und hier etwas Lokalkolorit: Am Gottesdienst in der Kapelle von Caux nahmen eine ganze Anzahl Gemeindeglieder von Montreux teil, offensichtlich beeindruckt von der Bedeutung der Predigt und der Internationalität der Anwesenden. Tatsächlich waren so viele zum Empfang des Abendmahles da, dass das Ganze länger als erwartet dauerte und der Gottesdienst im nächsten Dorf Glion mit einer Viertelstunde Verspätung beginnen musste.

Den Gesprächen zum Thema Wiedergutmachung kam eine besondere Bedeutung zu, bewegt man sich doch auf relativ sicherem Boden, wenn es um den persönlichen Aspekt geht. Hier jedoch wurde die Wiedergutmachung von Vergehen zwischen Völkern angesprochen.

Vergehen aus der Kolonialzeit

Dame Te Atairangikaahu, Königin der Maori Neuseelands, erklärte, die Arbeit des Wiedergutmachungstribunals von Waitangi verbreite Hoffnung unter der

Bevölkerung. Dieses Tribunal wurde eingerichtet, um über die Wiedergutmachungsansprüche der Einwohner Neuseelands zu befinden, deren Landrechte seit 1840 mit der Britischen Krone vertraglich geregelt, in der Folge aber verletzt worden waren. Der erste Anspruch wurde 1995 im Stammesgebiet der Maori-Königin, dem Volk der Tainui, gutgeheissen. «Wir müssen die Betrübnis der Vergangenheit hinter uns lassen», fuhr Königin Te Ata fort. «Wir müssen nun die Entwicklungsphase einleiten, nachdem wir in der Beschwerdephase gelebt haben, damit wir den Groll nicht wieder der nächsten Generation vererben. Geduld in Zeiten der Not bringt Segen.»

Joan Bolger, die Gattin des Ministerpräsidenten, schilderte den Tag der Rückerstattung der Landrechte im Jahre 1995 als «einen der unvergesslichen Tage meines Lebens». Mit der Unterzeichnung jenes Dokuments habe das Tainui-Volk seinen enormen Mut bewiesen, «nicht bloss hier und jetzt etwas zu tun, sondern für die kommenden Generationen». Frau Bolger gab zu verstehen, dass dieser Prozess nicht von



(V.l.n.r.) Die Emire von Kano und Dhara, die Generalgouverneure von Belize und Jamaika

Gerechtigkeit und Versöhnung



Die Königin der Maori, Te Ata (2.v. rechts)

allen Neuseeländern befürwortet werde. «Heute beten wir zu Gott, er möge uns die Gnade geben, den Wiedergutmachungsprozess fortzusetzen, damit zukünftige Generationen in Würde und Harmonie in unserem geliebten Land leben können.»

Schaffen des Zweiten Weltkriegs

Japan müsse noch eine «lange Wegstrecke» gemeinsam mit Korea und China zurücklegen, sagte Yukio Hatoyama, Gründer der Demokratischen Partei Japans. «Weil Japan sein Selbstwertgefühl verloren hat, waren wir jahrzehntelang nicht in der Lage, diese Länder aufrichtig um Verzeihung zu bitten.» Er selber war aus diesem Grund im November nach China und im Januar nach Korea gereist, um sich persönlich zu entschuldigen.

Tsutomu Hata, Mitglied des Abgeordnetenhauses und früherer japanischer Premierminister, sprach von der Notwendigkeit, die Beziehungen zwischen seinem Land und China zu heilen: «Jeder Mensch, jede Nation macht Fehler und begeht Unrecht. Wir sollten die Demut finden, um Vergebung zu bitten.» Es sei allerdings auch von Bedeutung, «unsere Kinder mit der Geschichte vertraut zu machen. Wenn wir vergessen, wiederholen wir das Unrecht.»

Er bedauere, so Hata, die mangelnde Bereitschaft der japanischen Regierung, gemeinsam mit anderen Ländern die Geschichte Asiens aufzuschreiben: «Nur wenn wir über unsere kollektive oder individuelle Vergangenheit sprechen können, werden wir Frieden im 21. Jahrhundert schaffen.»

Politischer Druck

Als Antwort auf die japanischen Beiträge bemerkte Richard Ruffin, US-amerikanischer Mitarbeiter der Moralischen Aufrüstung, er sei «beschämt, dass wir in den Vereinigten Staaten noch nicht in der Lage sind, unsere Schuld öffentlich einzugestehen und zu sagen, wir werden die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen». Eine vom Smithsonian Museum in Washington geplante Ausstellung zu den Bombenabwürfen sei aus Gründen der «politischen Korrektheit» und wegen «politischen Drucks» abgesagt worden. Ruffin, der während zweier Jahre im Verteidigungsministerium tätig gewesen war, begrüßte die Entschädigungsleistungen für japanische USA-Bürger, die im Zweiten Weltkrieg zu Unrecht in Internierungslagern festgehalten worden waren, sowie die Tatsache, dass man sich von offizieller Seite bei ihnen entschuldigt habe.

Helmut Wegner, ehemaliger deutscher Diplomat in Japan und Botschafter in Norwegen, sprach von dem «sehr tiefen Eindruck», den Hatas Worte bei ihm hinterlassen hätten. «Auch für uns Deutsche geht es darum, mit den Folgen dieses Krieges fertig zu werden, d.h. zu einer Versöhnung zu kommen.»

Nach dem Kalten Krieg

Das Ende des Kalten Krieges markiere einen Wendepunkt in den deutsch-russischen Beziehungen. «Wir bedauern zutiefst, und wir haben unser tiefes Mitleid zum Ausdruck gebracht mit den Leiden des russischen Volkes, die durch den Krieg von deutscher Seite über Russland gekommen sind.» Es gehe nicht darum, die einzelnen Taten gegeneinander aufzuzurechnen. Viel wichtiger sei es, die Schatten des Krieges zu überwinden. «Ich bin froh und glücklich, dass sich Russen und Deutsche zusammengefunden haben (...), z.B. für humanitäre Hilfe in Russland.» Abschliessend appellierte Wegner an deutsche Politiker, sich des Versprechens zu erinnern, das durch Abrüstung eingesparte Geld (die sogenannte Friedensdividende) «zu nützen, um den Frieden zu fördern».

Professor Andrei Zubow von der Hochschule St. Johannes der Evangelist in Moskau bemerkte, trotz seines Angriffs auf Russland trage Deutschland nicht die alleinige Schuld für die Leiden des russischen Volkes im Zweiten Weltkrieg. Wenn die bolschewistische Revolution nicht gewesen wäre, wenn Stalin nicht mit Hitler über eine Aufteilung Europas verhandelt hätte, wäre es möglicherweise nicht zum Krieg gekommen: «Wir sind nicht nur Opfer, die vergeben sollten, sondern wir tragen auch Verantwortung für das, was uns zugefügt wurde.»

Nicht bloss Opfer

Er kritisierte auf schärfste Stalins Anspruch, Osteuropa befreit zu haben: «Wir waren nicht Befreier, sondern schlicht und einfach Eroberer. Wir haben ein totalitäres nationalsozialistisches Regime durch ein totalitäres kommunistisches Regime ersetzt, und es ist unmöglich zu sagen, welches der beiden besser oder schlechter war. Für diesen Fehler müssen wir bezahlen. Die Tragödie ist, dass sich die meisten Russen dies nicht eingeste-

hen.» Vor diesem Hintergrund sei es verständlich, dass osteuropäische Staaten der NATO beitreten wollen. «Wenn wir dies nicht erkennen, werden unsere Kinder weiteren Schrecken ausgesetzt werden.»

Wahrheit und Versöhnung

Ein packendes Ereignis der Woche war der öffentliche Vortrag von Professor Piet Meiring, welcher der südafrikanischen Kommission für Wahrheit und Versöhnung angehört. Er brachte den Anwesenden nahe, was es bedeutet, wenn auf den Bildschirmen eine Nation Tag für Tag mit den Schreckenstaten aus 34 Jahren jüngster Geschichte konfrontiert wird. «Die Mauern der Geschichte sind gefallen; jetzt müssen wir einander in die Augen schauen. Das ist nicht einfach. Es ist eine Katharsis (ein Läuterungsprozess), aber die Operation darf nicht zu lange dauern, sonst stirbt der Patient.» Die Arbeit seiner Kommission müsse bis zum 14. Dezember beendet sein. Von der Möglichkeit, über krasse Menschenrechtsverletzungen als Zeuge vor der Kommission auszusagen, sei über Erwarten viel Gebrauch gemacht worden, und ebenso davon, Amnestiegesuche zu stel-

len. Daher bat die Kommission um mehr Richter, damit mehr Anhörungen stattfinden können.

Meiring schilderte folgendes Erlebnis: Ein Polizist, der des Mordes schuldig im Gefängnis sass, bat seinen Geistlichen, ihm zu helfen, die Familie seines Opfers zu treffen, weil er sie um Vergebung bitten wollte. Die Witwe des Opfers weigerte sich, aber die Familie als Ganzes willigte ein. Die Gespräche dauerten eine ganze Nacht, und am Ende nahm der älteste Sohn die Abbitte an. Als Meiring davon unterrichtet wurde, rief er unverzüglich Erzbischof Tutu, den Kommissionsvorsitzenden, an. Nach einem langen, von Dankbarkeit gezeichneten Ferngespräch mit dem beschäftigten Erzbischof wollte Meiring auflagen. Aber Tutu erwiderte: «Nein, lassen Sie uns noch miteinander beten und Gott für gute Überraschungen danken.»

Dem Vortrag folgten viele Fragen, und in den folgenden Tagen ergriffen zahlreiche Konferenzteilnehmer die Gelegenheit, sich weiter mit Meiring über Prozesse der Erneuerung zu beraten.

*Digna Hintzen/Ken Noble/
Christoph Spreng*

Le point fixe / der Fixpunkt*

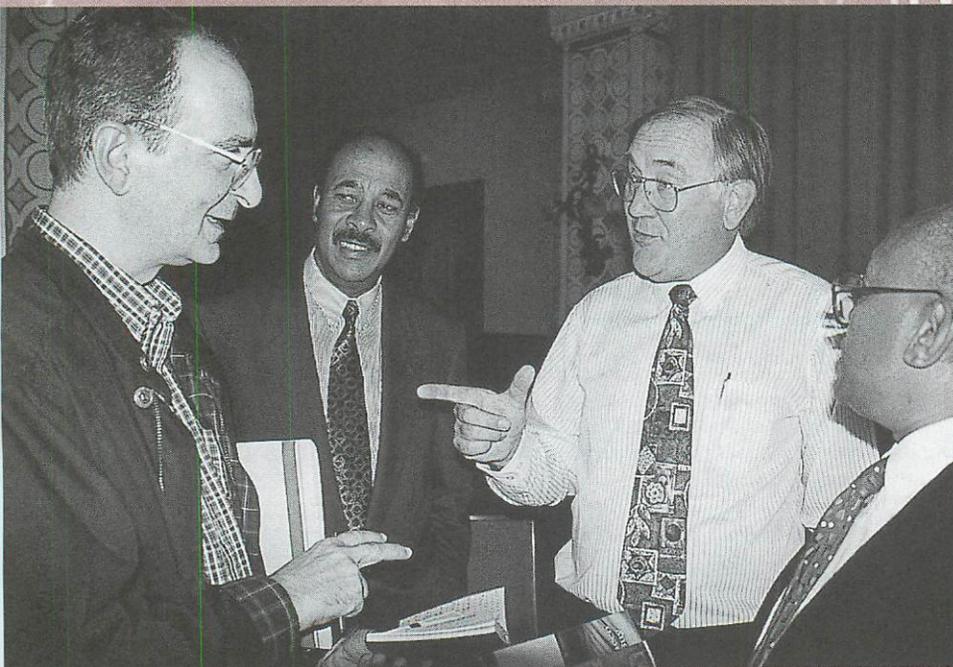
** Ein Begriff aus der Kartographie: Anhand zweier bekannter Fixpunkte im Gelände, der Karte und des Kompasses lässt sich der eigene Standort bestimmen, das sog. Rückwärtseinschneiden.*

Fester Bestandteil der Konferenztage war der französisch benannte **point fixe**, der Moment im Tagesablauf, an dem viele Arbeiten im Konferenzzentrum unterbrochen wurden, damit sich im Plenarsaal so viele Anwesende wie möglich einfinden konnten. Zum Fixpunkt gehörte die Begrüßung Neuangekommener, das Verabschieden von Abreisenden, die Bekanntgabe von Einzelheiten im Tagesablauf, allfällige Hinweise auf offene Bedürfnisse bei der praktischen Durchführung der Konferenz – die äusseren Fixpunkte des Tages.

Ebenso war dies die Gelegenheit, etwas über die inneren Fixpunkte im Leben eines Anwesenden, so zum Beispiel eines israelischen Rabbiners, zu erfahren.

Seine Eltern hatten ihn vor den Erinnerungen an den Holocaust beschützen wollen, und erst heute muss er als Vater junger Kinder die Offenbarung dieser Geschehnisse nachvollziehen, denen auch seine Familie ausgesetzt war: «Die traurige Tatsache ist: Wir meinen, wir könnten unbescholten davonkommen, weil uns niemand beobachtet. Dies ist der Anfang der Mentalität, es kümmere sich niemand um irgendetwas. Auch das jüdische Volk begeht gerade jetzt einige solche Fehler. In Zeiten der Prüfung und des Aufgebrachtseins wende ich mich an unsere Schrift. Zwar trifft sie uns hart, aber sie birgt Goldkörner der Wahrheit. Unsere Lehrmeister vor 2000 Jahren sagten: «Die Furcht Gottes sei höher über euch als die Furcht vor Menschen.»

Mir scheint, hier werde eine neue Gemeinschaft geschmiedet. Sie besteht aus Menschen, die Fehler begangen haben... Ich bin fest überzeugt, dass morgen niemand mehr von uns der passive Zuschauer von gestern sein wird. Zuschauertum ist ein Fluch, und die Bibel nennt es eine Sünde. Nun, wir werden hinschauen und wir werden uns kümmern! Das Wunderbare am Aufenthalt mit Ihnen allen hier ist das Wiederentdecken und Wahrnehmen dieser neuen Gemeinschaft.»



(Von rechts) Die Südafrikaner Samuel Pono und Piet Meiring mit Dr. Al Azhari (Somalia) und Ramez Salamé (Libanon)

Über Grenzen hinaus

Ich muss es gleich vorwegnehmen: Die Konferenz *Beyond Boundaries – Choices for Communities: An Initiative of the Americas* war meine erste MRA-Konferenz. Dinge, die man zum erstenmal tut, sieht, hört oder erlebt, machen ja einen besonders starken Eindruck. So bin auch ich in Euphorie geraten: Dass dieses Experiment einer Weltgemeinschaft (320 Teilnehmer, aus Peru, Brasilien, den USA, Kanada, Mexiko, Südafrika und 14 weiteren Ländern – auch einige wenige EuropäerInnen), weil es in Minneapolis geklappt hat, auf der ganzen Welt durchführbar sein sollte, ist sicherlich eine voreilige Schlussfolgerung. In fünf Tagen lässt sich natürlich keine neue Gesellschaft bilden.

Auf die Feststellung eines Redners, Liebe müsse die Grundessenz jeder Gemeinschaft sein, wandte ein Mitglied des Plenums berechtigterweise ein, zuerst müsse man geliebt werden, um selber lieben zu können. Da ich in Minneapolis die Erfahrung einer Weltgemeinschaft machen durfte, habe ich jetzt eine Ahnung von dem, was ich sein bzw. tun will: ein Mitglied einer dynamischen Lerngemeinschaft, das heisst alles daran setzen, dass eine solche Realität wird. Während meines zweieinhalbwöchigen Aufenthaltes habe ich derart viel gelernt, dass ich bestimmt einige Monate brauche, um wiederum zu lernen, das Gelernte anzuwenden.

Nur mit dem Herzen hört man gut

Nach den allmorgendlichen Plenarien trafen sich die kleinen Gemeinschaftsgruppen (die Teilnehmer wurden zu Beginn der Konferenz aufgefordert, sich in

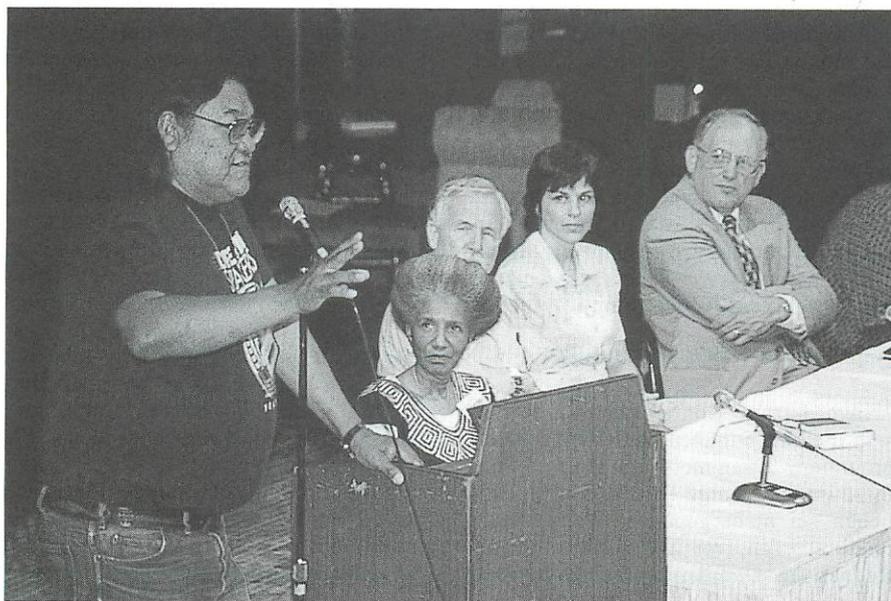
einer von 10 Gruppen einzutragen). In den folgenden 45 Minuten wurden Gedanken zum soeben Gehörten ausgetauscht, eigene Erlebnisse eingebracht und auch Antworten auf Fragen gesucht. Eine solche Frage war: «Was braucht es, damit du dich in einer Gemeinschaft geborgen fühlst?» Redefreiheit, Vertrauen, Ehrlichkeit, Spiritualität, Diversität... Die Tafel war bald vollgeschrieben. In dem Moment, als ich «Ein Gefühl von Verantwortung, ein Gefühl von Gebrauchtwerden» niederschrieb, wurde es schlagartig viel heller im düstern Vorlesungssaal. Denn mir war soeben ein Licht aufgegangen: Allen Medienberichten zum Trotz gehöre ich nicht einer destruktiven Spezies an. Sonst

würden ja nicht achtzehn Menschen verschiedener Herkunft, Religionszugehörigkeit und Alters alle das Gute suchen.

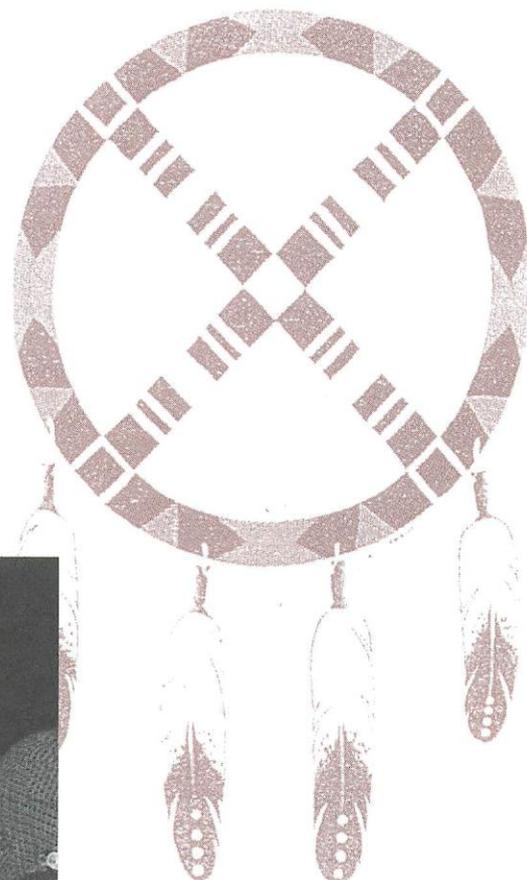
Wir Menschen sind uns eben doch alle sehr verwandt. Intellektuell hatte ich dies schon einiges früher eingesehen, doch in diesem speziellen Moment rutschte dieses Wissen die Einbahnstrasse vom Kopf zum Herzen runter.

Die Qual der Wahl

Jeden Nachmittag durfte man sich unter den durchschnittlich achtzehn angebotenen Workshops zwei aussuchen. Die



Ed Burnstick vom Volk der Cree, Kanada



Themen reichten von *Native Cultural Arts* (überlieferte Künste der Indianer) über aktives Zuhören zu US-Einwanderungsgesetzen.

Mit der Idee, mich angesichts der sehr dichten Tagesprogramme zur Erholung in ein wenig anspruchsvolles Atelier zu setzen, wählte ich den «Gemischten Salat».



Musik am Eröffnungsabend



Beim sakralen Tanz

In dem grossen Kreis waren mir die meisten Gesichter bekannt, und ich fühlte mich ganz gut aufgehoben. Die Hauptaktivität, die dem Atelier auch den Titel gab, sah folgendermassen aus: «Alle, die gerne Karotten essen, sollen bitte aufstehen. – Aha. Etwa 20 mögen Karotten.» – «Alle US-Amerikaner, die gerne Maissalat essen, sollen sich erheben. – Aha. Etwa 7.» – «Alle Christen, die nicht gerne Fisch essen, sollen aufstehen.» – Aha! Da stand ich alleine.

Jede Person ist ein Unikum. Jeder Mensch unterscheidet sich von seinem Mitmenschen. – Dies scheint ja nun sehr im Widerspruch zu meiner oben erwähnten Erkenntnis zu stehen. Ich kann die beiden auch noch nicht gut zusammenbringen, ausser mit Hilfe einer bildlichen Vorstellung: einem Schokoladekuchen, der mit Smarties überzogen ist. Der Kuchen ist das Wesentliche, die Smarties machen den Kuchen aber bunter.

Der Geist des Feuers und ein feuriger Geist

Kurz vor Sonnenaufgang am Dienstagmorgen, dem Tag des Konferenzbeginns, bin ich eine der wenigen, die sich schon auf der Wiese neben der Universitätscafeteria, mit Blick auf den Mississippi, eingefunden haben. Gespannt, jedoch etwas skeptisch beobachte ich, wie zwei ältere und ein jüngerer Dakota-Indianer, die soeben von ihrem Reservat nördlich der Zwillingsstädte Minneapolis/St. Paul angekommen sind, mit Feuersteinen und Holzwohle einen Funken hervorbringen. Gerade als der erste Sonnenstrahl auf der Wiese auftritt, erhält das Flämmchen seinen Platz in einer kleinen Grube. Mit Trommelschlag und Gesang wird das

Feuer «angefeuert». Dann ist es ruhig. Nur das Knacken des Holzes ist zu hören.

Mit gedämpfter Stimme erklärt der Älteste der Weitgereisten, dieses Feuer stelle den Geist der kommenden 5 Tage dar. Der Rauch werde diesen Geist in die Welt hinaustragen. Er seinerseits heisse uns im Namen seines Stammes nochmals neu auf dem Grund und Boden seiner Vorfahren willkommen. Die Konferenz biete die Möglichkeit, dass sich die Bewohner der Americas treffen; nur durch das eigentliche Treffen lerne man sich kennen und können Vorurteile abgebaut werden.

Wie wahr! Bis zu diesem Tage war ich nämlich davon überzeugt, dass die Urbevölkerung Amerikas heute derart kommerzialisiert sei, dass sie bloss noch eine Touristenattraktion darstelle und dass wenig von der indianischen Weisheit gelebt und weitergegeben werde. Dieses Vorurteil musste und konnte ich während der Konferenz abbauen.

Soeben hatte ich das wertvolle Wissen überliefert bekommen, dass der Geist dieser Konferenz auch in die Schweiz getragen werden konnte und ich somit auch auf der andern Seite des Atlantiks mit meinem Herkunftsland in Verbindung war. Beim erneuten Anblick des Feuers war ich zum ersten Mal gerne Schweizerin.

Generation X

Am letzten Konferenzabend setzten sich die Jugendlichen nach dem Abendprogramm zusammen, um ihren Unmut loszuwerden. Einige fanden, den Jugendlichen sei nicht genügend Platz eingeräumt worden, vor allem nicht auf der Rednerliste. Und das stimmte wohl. Jede und jeder hatte einen Verbesserungsvorschlag. Bald kam die Idee eines Jugend-

treffens auf. Adressen wurden gesammelt. Doch da wurde eine andere Stimme laut, die nicht unisono mit der Resolution einverstanden war: So, wie die Indianer ihre Ältesten in alle Entscheidungen einbezogen, ja sogar um ihren weisen Rat bäten, sollten wir das auch tun. Denn in der von uns gewünschten Gesellschaft sollten die vier Generationen mit- anstatt nebeneinander leben. – Diesem Gedankenanstoss folgten eine Menge konstruktiver Vorschläge und ein Austausch gemachter Erfahrungen. Was ich da in Bezug auf das Zusammenleben der Generationen zu hören bekam, war in der Tat so bemerkenswert, dass ich nun meine Generation in einem positiveren Licht sehe.

Beim vielen Nachdenken, was ich von der Konferenz berichten wollte, wurden mir selber viele Dinge klarer. Dass mir ganz wohl wird und ich auf der Stelle Freudentränen weinen kann, wenn ich an die Zeit in Minneapolis zurückdenke, kommt bestimmt nicht von der Anziehungskraft des unwirtlichen Universitätsgebäudes, auch nicht in erster Linie von den professionellen Abendprogrammen, sondern von persönlichen Begegnungen, von der Tatsache, dass ich mich auch in der Warteschlange vor der Cafeteria inmitten fremder Leute wohlfühlen konnte, und – nochmals sei es gesagt – der Tatsache, dass ich enorm viel gelernt habe. Ich bin vielen Dank schuldig. Vor allen Dingen Catherine Guisan-Dickinson, Steve Dickinson und ihrem Sohn Nicolas. Sie waren mir während der letzten Vorbereitungswoche und noch einige Tage nach der Konferenz die perfekte Familie. Es macht mich glücklich zu wissen, dass ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort war.

Phyllis Scholl

Zu Licht und Schatten stehen

Anlässlich einer Gedenkstunde am 16. Juli 1997 erinnerten sich die Teilnehmer an der Sommerkonferenz der beinahe zweitausend jüdischen Flüchtlinge, die von Ende Oktober 1944 bis Juli 1945 im damaligen Caux Palace untergebracht waren, und jener, die an der Schweizer Grenze abgewiesen wurden. Teilnehmer aus allen fünf Erdteilen warfen je eine Schaufel Erde auf die Wurzeln einer neugepflanzten jungen Eiche, als «Mahnzeichen zum Einsatz für die Würde der Geringsten dieser Welt». Auf Seite 3 berichteten wir bereits über die anschliessende Gedenkstunde, die von zwei St. Galler Schülerinnen, Susanne und Franziska, mit einigen Worten eingeleitet wurde, während sie eine Gedenkkerze entzündeten. In seiner Ansprache sagte Pfarrer Heinrich Rusterholz vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund:

An diesem Abend möchte ich nicht gerne im Plural sprechen. Es gibt zu viele Menschen in unserem Lande, die sagen: «wir sollten», «wir müssten» und so weiter. Ich bitte Sie zu verstehen, dass ich heute einfach einmal von mir ganz persönlich berichte, von meinen Empfindungen, von dem, was mich bewegt. Und ich weiss, dass wir heute Menschen unter uns haben, die durch diese Stunde und das, was dahinter steht, zutiefst aufgewühlt sind. Ich weiss auch, dass wir ihnen als Aussenstehende in keiner Beziehung gerecht werden können. Doch trotzdem, Schweigen ist keine Alternative.

Die eine Seite...

Ich möchte Ihnen über das eine Gefühl in mir erzählen; nämlich das Gefühl tiefer Dankbarkeit darüber, dass wir heute vieler geretteter Menschen gedenken dürfen. Sie fanden hier wenigstens temporär eine Heimat, Rettung vor tödlicher Bedrohung. Das war in den Jahren 1938, 1939 bis 1942, 1943 nicht das Verdienst staatlicher Politik, die sich etwa zutiefst der humanitären Tradition unseres Landes verpflichtet wusste. Es war das Verdienst einzelner Menschen, Gläubiger und Ungläubiger, die wussten, dass Gesetze da sind, um Menschen zu schützen, um Leben zu bewahren, und die darum – gerade im Namen dieses Gesetzes – ungehorsam wurden, Vorschriften übertraten und Leute schwarz hereinbrachten. Es war das Verdienst einzelner Organisationen, privat getragen, so z.B. des Israelitischen Gemeindebundes in der Schweiz, das Verdienst kirchlicher Institutionen

und des Arbeiterhilfswerks. Sie alle sorgten für die ihnen zunächst Anbefohlenen. Und das hiess damals in den Jahren bis 1943 etwa: die Juden schauten für die Juden, die Protestanten für die Protestanten, auch jene jüdischer Herkunft, die Katholiken für die Katholiken und das Arbeiterhilfswerk dann noch für die Atheisten, die Kommunisten; erst 1942 hat man diese Gewohnheit übertreten und begonnen, einander zu helfen. Und schliesslich war es dann doch noch das Verdienst von Mitgliedern verschiedener Behörden, die einerseits zwischen Kollaboration und Anpassung, Widerstand und Ablehnung, auch um eigene Ideale nicht zu verraten, einen Weg fanden, Leben zu bewahren, die Würde einzelner Menschen zu respektieren. Es ist die Dankbarkeit solchen Menschen gegenüber, die mich in diesem Moment bewegt. Und das möchte ich eigentlich laut hinaussagen. Das ist die eine Seite in mir.

... und die andere Seite

Und dann ist es die andere Seite: sie ist auch da in dieser Stunde, und zwar enorm stark – nämlich das Gefühl tiefer Scham, unendlicher Trauer, ja hilflosen Zorns darüber, dass an den Ufern jenseits des Sees, an dieser Grenze – dass an allen Grenzen unseres, meines Landes ebenso viele Menschen abgewiesen und so dem sicheren Tod ausgeliefert worden sind. Wissentlich, nüchtern abwägend, dass mit jedem in die Vernichtung gestossenen Menschenleben die eigene Möglichkeit zu überleben um eine winzige Kleinigkeit grösser geworden ist. Solche Massnah-

men konnten auch durch die Gutwilligen, etwas Mutigeren, oder von den Hoffnungsvolleren nicht verhindert werden. Die Politik des Abwägens, des geringeren Risikos für die eigene Bevölkerung siegte auf Kosten des tausendfachen Todes unschuldiger Menschen, zum allergrössten Teil Juden. Ihnen gegenüber ist jedes Wort zuviel. Die Erinnerung an die Berge ihrer Haare, Schuhe, Koffern, Taschen, die in Auschwitz liegen, lassen mir eigentlich jedes Wort im Halse steckenbleiben, und wir haben es von Franziska, ihr ging es ähnlich. Ich möchte schweigen, wegschauen, und das ist eben die andere Seite in mir.

Ich fühle: Beide Seiten gehören zu mir. Beide Seiten streiten sich gelegentlich in mir, und jetzt spreche ich im Plural, wahrscheinlich in uns allen. Die selbstrechtfertigende Seite und diejenige, die sich für Gerechtigkeit einsetzt. Ich habe zu beiden Seiten zu stehen. Denn jeder Mensch und ja: jedes Land – nimmt Schaden, wenn es die eine Seite gegen die andere ausspielt, wenn es vor allem die selbstrechtfertigende Seite stark betont. Und darum kann ich nicht schweigen. Das ist angesichts der Geretteten und angesichts der in den Tod Gestossenen nicht die angemessene Reaktion.

Nicht rechnen, vergleichen, relativieren

Ich möchte mich einsetzen, dass in unserem Land, in meinem Land offen zu dieser unserer Vergangenheit gestanden wird. Ohne dass eben die eine Seite die



Pfarrer Rusterholz mit Rabbiner Gopin

andere ausspielt. Dass wir zu Licht und Schatten stehen, oder was noch schwerer ist, zu Schatten und zu Licht. Dass wir «ja» sagen dazu und nicht abwägen.

Denn jedes Abwägen eigentlich – welches Mass an Schuld wir haben, und welchen Anteil am Tod jener Menschen die damals Verantwortlichen in Staat und Kirche tragen –, jedes Abwägen ist eine Herabwürdigung der Menschen, die da in die Dunkelheit des Todes geschickt worden sind.

Jedes Schielen nach anderen, grösseren Schuldigen verdrängt die Erinnerung an die bei uns gefällten Entscheidungen, mit all den schuldhaften Folgen eben.

Jedes Rechnen, Vergleichen, Relativieren erstickt die Gerechtigkeit und tötet die Liebe.

Ohne anzuklagen, und wir haben es auch gehört von Franziska, oder ohne gar moralisierend die Opfer wiederum für unsere eigenen Interessen in Anspruch zu nehmen, wie das eben auch wieder geschieht in unserer Innenpolitik, müssen wir uns der Tatsache stellen: Durch oberflächliche oder verantwortliche Entscheidung, durch Ängstlichkeit oder nüchternes Abwägen oder auch selbst durch Nichtstun hat sich unsere Gesellschaft Schuld aufgeladen.

Auch vorwärts schauen

Das können wir nüchtern feststellen, ohne dabei den hohen Respekt denjenigen zu versagen, die sich ehrlich, tapfer und guten Gewissens für die Erhaltung der Freiheit und der demokratischen Werte eingesetzt haben und eben dadurch auch schuldig geworden sind. Wenn jemand von damals von Schuld sprach, dann gerade die Menschen unter denen, die sich ganz besonders für die Verfolgten, für Juden und Regimegegner eingesetzt haben. So Paul Vogt, Gertrud Kurz, um nur zwei zu nennen. Sie haben sich solidarisch verhalten, und es beschäftigt mich sehr stark, dass heute gerade diejenigen jede Verantwortung für jene Zeit ablehnen, die gegen jede internationale Solidarität sind. Mein Wunsch ist, dass auch diese lernten, zu beiden Seiten in ihrem eigenen Leben und im Leben unserer Gesellschaft zu stehen.

Wir versuchen das in den evangelischen Kirchen zuerst einmal damit, dass wir zu unserer eigenen Geschichte mit diesem Licht und mit den Schatten stehen. Wir möchten das aber nicht einfach in der Rückschau tun, sondern vorwärts. Gemeinsam mit den Geretteten auch das Andenken der Opfer bewahren. Wir beginnen dieses Jahr – und wir haben das gemeinsam mit dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund vorbereitet –, indem wir an einem Sonntag im September einen Tag der Begegnung mit dem Judentum haben. Wir möchten uns auf un-

sere jüdischen Wurzeln besinnen und als Christen uns bewusst sein, woher wir kommen, woher wir leben, uns bewusst werden, dass Jesus das Liebesgebot zitiert aus dem Alten, aus dem Ersten Testament. Wir möchten eintreten für Minderheiten und gegen den Rassismus – so sind wir aufgetreten öffentlich, als Kirchen gemeinsam auch mit der jüdischen Gemeinde hier.

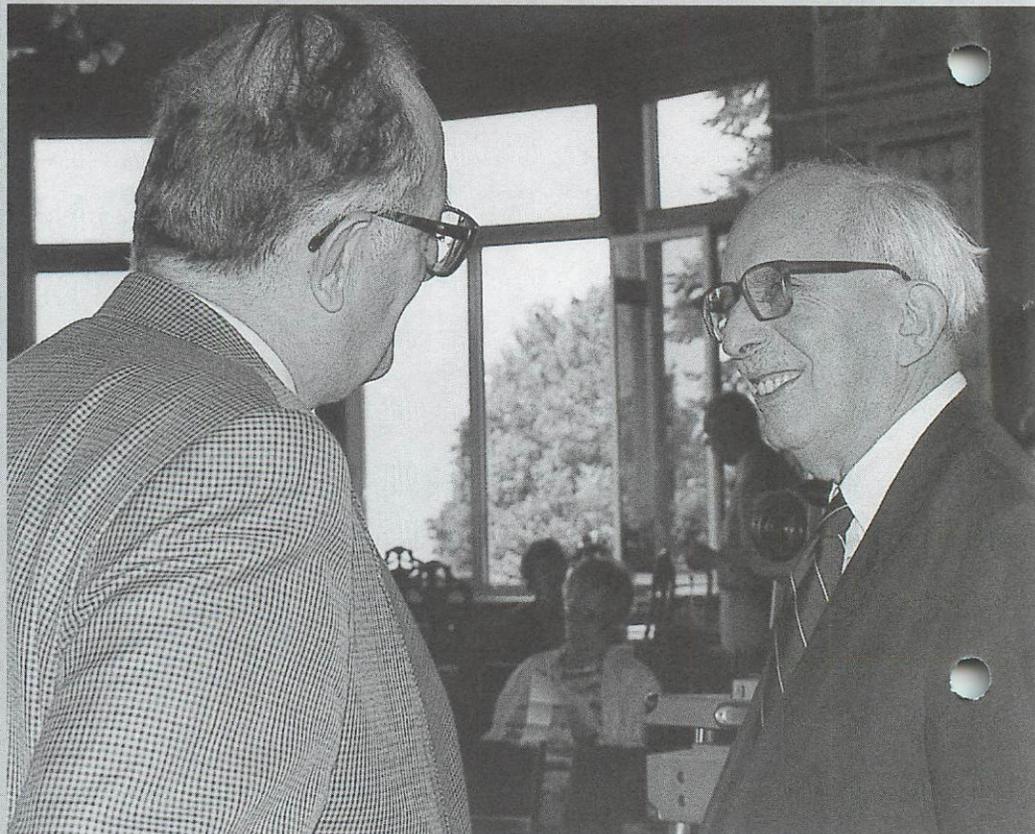
Solidarität

Schliesslich möchten wir uns einsetzen für die internationale Solidarität im Rahmen einer Stiftung, die errichtet werden soll hier in der Schweiz. Eine Stiftung, die gut schweizerisch zu beiden Tei-

sagt geblieben, und vieles haben wir ausserdem noch toleriert, was uns mit Scham erfüllt, weil solche Dinge mit unserer schweizerischen Ehre, unserer Freiheitsidee und vor allem auch mit den Forderungen des Evangeliums unvereinbar sind.»

Wir sollten das nie wieder sagen müssen, auch im Blick auf die Flüchtlingssituation heute, auf die eben erst eingesetzte internationale Migration von den armen Richtung reiche Länder. Wir haben nüchtern abzuwägen und uns einzusetzen, damit die Würde der Ärmsten auch respektiert und gewahrt ist.

Wir sind Glieder unserer staatlichen und der kirchlichen Gemeinschaft; darum sind wir – und wir alle je in unserem



IKRK-Präsident Cornelio Sommaruga (links) und Professor Jean Halpérin (siehe Bericht auf Seite 3)

len fürs In- und fürs Ausland da ist. Eine Stiftung, die beides umschliesst: eine Solidarität vor der Welt – das wäre der Inlandteil – und eine Solidarität mit der Welt, das wäre der Auslandteil. Denn auch hier wird Armut, so relativ das ist, grösser.

Wir sollten nie wieder sagen müssen, was einer meiner Vorgänger damals, der sich eingesetzt hatte während des 2. Weltkrieges, im Juni 1945 sagen musste: «Wir täten gut daran, uns aller Mängel und Unterlassungen bewusst zu werden. Wir haben oft weder zu sprechen noch zu handeln gewagt, beherrscht von der Furcht vor einschüchternden Mächten. Vieles ist unge-

Land – Erben der vorangehenden Generation, sowohl der guten Errungenschaften als auch des Verhaltens, das zur Schuld geführt hat. Wir können das eine, die guten Errungenschaften, nur dann geniessen, wenn wir die Verantwortung für das andere voll wahrnehmen.

Ich denke, diese Eiche hier unten, die gepflanzt worden ist, sollte uns erinnern an diese Mahnung, uns einzusetzen für die Würde der Geringeren in dieser Welt; das sollten wir nicht vergessen.

Heinrich Rusterholz

Bitte hinauslehnen!

«Nicht hinauslehnen!» warnte früher ein Schildchen unter jedem Fenster der Schweizer Bahnen. Heute, im 150. Jubiläumsjahr der SBB, sind dank der vollklimatisierten Wagen – den einen zur Freude, den andern zum Leid – diese Warnschilder längst überflüssig geworden.

Bitte hinauslehnen! nannte sich eine 1967 in Caux von jungen Menschen kreierte musikalische Show, in der es freilich nicht darum ging, im Sinn der Jugendrevolte jener Jahre alle Vorschriften über den Haufen zu werfen, sondern vielmehr Europa zu ermutigen, über seine Grenzen «hinauszulehnen», statt sich nur um seine eigenen Belange zu drehen – auch 30 Jahre später noch immer aktuell!

Nach der vierjährigen Tournee, die in mehreren europäischen Städten und industriellen Ballungszentren begonnen hatte und die Truppe bis nach Indien, Malaysia und Australasien führte, hatten sich die Teilnehmenden in alle Windrichtungen zerstreut, um neuen Aufgaben nachzugehen. Ihr Wiedersehen Ende Juli/Anfang August in Caux, zu dem auch die Ehepartner und Kinder eingeladen waren, vereinigte an die 200 «Ehemalige» und «Neulinge» und war von grosser Herzlichkeit geprägt. Lebenserfahrungen wurden ausgetauscht, Freundschaften erneuert und frisch geknüpft – wer weiss, was an neuen Impulsen daraus hervorgeht?

Am Eröffnungsabend stellte die Amerikanerin Margaret Smith, die sich nach der Tournee dem Studium der politischen Wissenschaften zugewandt hatte, die Show in ihren historischen Kontext:

Im Sommer 1967 trieben Maos Rote Garden die Kulturrevolution voran, Biafra und Nigeria befanden sich im Krieg, und US-Flugzeuge warfen täglich 800 Tonnen Bomben über Nordvietnam ab. Die Europäische Gemeinschaft zählte sechs Mitglieder – Grossbritannien war nicht dabei. Damals im Juni taufte die Beatles ihre neuste Schallplatte: *Sergeant Pepper's Lonely Hearts' Club Band*, ein explosives musikalisches Experiment, verbunden mit Gesellschaftskritik und Drogenphantasie. Der Produzent, George Martin, beschrieb es so: «Die alte Ordnung schien zu zerfallen, die neue Unordnung stand hoch im Kurs. Ehrerbietung war veraltet; Respektlosigkeit im Stil von John Lennon war «in».»

Die 68er Generation

Gleichzeitig lief eine toderne politische Debatte darüber, wie der Westen sich dem Kommunismus gegenüber verhalten sollte. Die jüngere Generation bestand auf einer Demokratisierung der Entscheidungsfindung, um selber gehört zu werden. In Deutschland halfen radikale Studenten mit, den Sieg der SPD, Willy Brandts und der Ostpolitik anzubahnen. In Frankreich brachten Studentendemonstrationen im Mai 1968 die Regierung De Gaulles zu Fall. In den USA gab es eine Protestwelle von Menschen jeden Alters gegen die Rekrutierung junger Amerikaner für den Vietnamkrieg. Anfangs 1968 kündigte Robert Kennedy, John F. Kennedys Bruder, aus Opposition gegen den

Krieg seine Präsidentschaftskandidatur an; viele von uns erinnern sich an die Nachricht von seiner Ermordung im Juni 1968 – sie erreichte uns auf der Busfahrt nach Genf zu unsern dortigen Aufführungen.

Die sechziger Jahre waren das Jahrzehnt der Bürgerrechtsbewegung, die sich, im amerikanischen Fall, allzulange vernachlässigten Missständen widmete. In Nordirland begannen 1968 die Bürgerrechtsmärsche, und in der kanadischen Provinz Québec fand der Separatismus etwa zur gleichen Zeit seinen Zusammenhalt. Die Verschmelzung des palästinensischen

Gruppenbewusstseins entsprang dem Sechstagekrieg von 1967 zwischen Ägypten und Israel. Wir befanden uns in einer Welt, die nicht länger bereit war, ihre Anliegen aufgrund des Kalten Krieges zu verhüllen.

Trotzdem: der Kalte Krieg ging nicht weg. Mir persönlich ging wohl in jenem ersten, turbulenten Jahr mit *Bitte hinauslehnen* jener Moment am tiefsten, als ich eines Morgens um halb acht in Caux den Konferenzsaal betrat und erfuhr, russische Panzer seien in Prag eingerollt und hätten dem Versuch Dubčeks, die sowjetische Herrschaft in Frage zu stellen, ein Ende gesetzt.

Der Mann im Mond

Natürlich bestanden jene Jahre nicht nur aus blutigen politischen Kämpfen. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1969 drängten wir uns hier in Caux vor dem Bildschirm, um der ersten Mondlandung zuzusehen. Auf dem Rückweg in mein Zimmer um etwa vier Uhr früh erblickte ich den Mond, der im ersten Morgenlicht schimmerte, und ein Schauer überlief mich beim Gedanken, dass dieser Mond und die TV-Bilder, die ich eben gesehen hatte, ein und dasselbe waren.

Was war *Bitte hinauslehnen* für uns, die wir in einer solchen Welt erwachsen wurden? Zweifellos nicht für alle dasselbe: für einige ein Abenteuer, für andere vielleicht ein Schutz vor den Irrungen und Wirrungen der Aussenwelt. Gewiss

Fortsetzung S. 14



Ausgezeichnetes Einvernehmen unter den mitgereisten Kindern der «Ehemaligen»

Bilderbogen



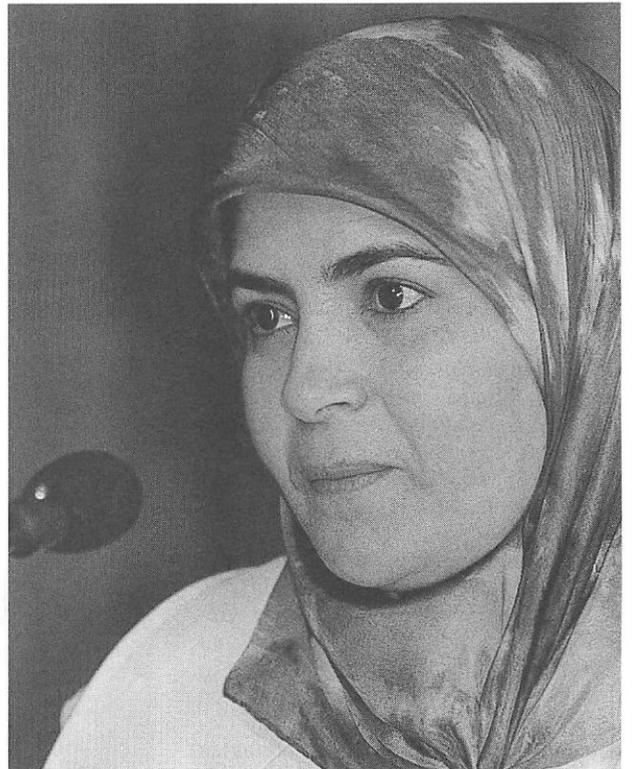
Zwischenhalt in Caux nach einer Woche harter Friedensverhandlungen in Genf: die Delegierten Abchasiens und zwei Botschafter Russlands



Die diesjährige Klasse des Sommerkurses für Studenten (Caux Scholars Program) mit dem Thema Konfliktanalyse und Veränderung



Das britische Fitzwilliam-Quartett offeriert ein Konzert



Die tunesische Ökonomin und Mutter Samia Driss



Eine Maske wird aufgetragen



Der Maler Ian Kiaer wird interviewt

Bitte hinaus- lehnen! Fortsetzung

gingen wir auf die Herausforderung ein, in Europa festere Bande zu knüpfen. Allgemeiner gesehen, wollten wir die Anliegen unserer Generation in einer Art und Weise aufgreifen, die weniger zerstörerisch war als das, was wir rund um uns sahen. Die dazugehörigen Opfer bezüglich Karriere und Familienleben brachten wir eher unbekümmert. Alle kannten wir auch Zeiten der Einsamkeit und der Erschöpfung.

Hautnah am Weltgeschehen

Ganz abgesehen davon, mit wieviel Erfolg wir damals oder seither Veränderung erzielt haben, setzten uns jene vier Jahre auf erstaunliche Weise dem Weltgeschehen aus. Heute, wo identitätsbedingte Konflikte unsere Zeit prägen, fällt mir besonders auf, zu wie vielen Schlüsselstellen solcher Konflikte wir durch *Bitte hinauslehnen* geführt wurden: Südtirol, Papua-Neuguinea, Malaysia, Nordirland, den (schweizerischen) Jura. Unser Gespür für unsere Zeit wurde geschärft und entwickelt, und während sich die Welt in den Jahren danach veränderte, konnten wir von dort aus, wo wir waren, die Bedeutung der Ereignisse besser erfassen und einschätzen. So freuten wir uns mit unsern entsprechenden Freunden über die Beendigung des Krieges in Simbabwe, die Unabhängigkeit von Eritrea, den Umbruch in Rumänien, den Fall der Mauer, die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen den USA und Vietnam.

Ein Fest des Lebens

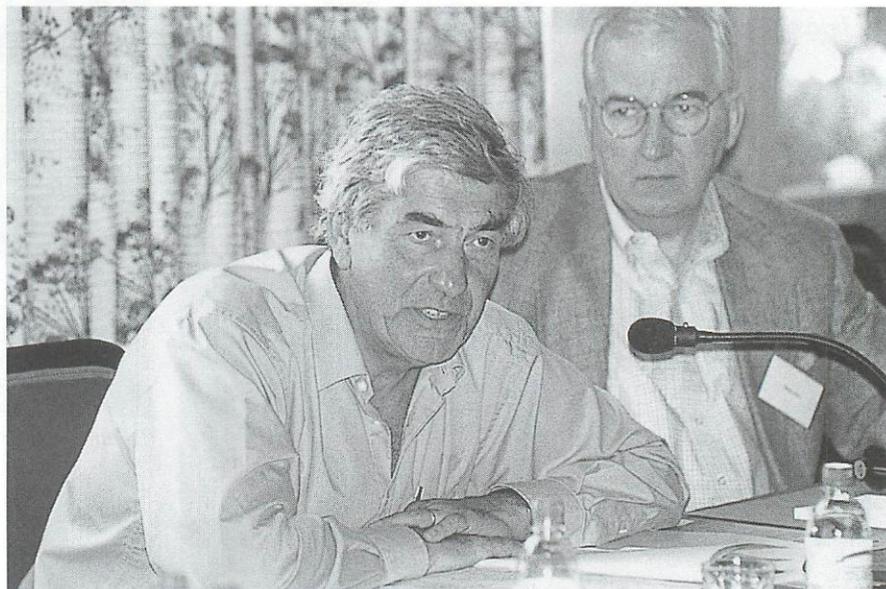
Die Erinnerung an jene, die nicht mehr unter uns sind, gehört mit zur Tatsache, dass unser Wiedersehen ein Fest des Lebens ist. Wir haben Bemerkenswertes und Verrücktes getan, Erfolge und Misserfolge verzeichnet, Böcke geschossen und Freundschaften geschlossen. Wir haben uns gestritten und uns verliebt. Um all dies dreht sich das Leben.

Nach dem Ende der Tournee mussten wir uns den Anforderungen unseres unmittelbaren Lebens stellen – unser Brot verdienen, Kinder aufziehen. Für einige war die Auflösung der Gruppe befreiend, weil sie die Gelegenheit der Berufung auf Gebieten zuließ, die von der Gruppe nicht besonders gepflegt worden waren. Gleichzeitig merkten wir aber auch, wie selbstverständlich wir die Nähe unserer Freunde hingenommen hatten, während sie alle um uns waren.

Hundertfünfzig Teilnehmende aus 32 Ländern, sieben Gesprächsforen über Medienverantwortung, Wirtschaftsethik, die Rolle junger Berufstätiger, die neuen Marktwirtschaften, Fallstudien über Partnerschaft im Wettbewerb und über Initiativen für Arbeitslose: All dies fand in 28 Forumtreffen und sechs Plenarsitzungen statt, mit einem öffentlichen Vortrag – so etwa lautet die Statistik der vom 15. bis zum 20. Juli dauernden Konferenz für Mensch & Wirtschaft in Caux. Ein reiner Stress für sowieso gestresste Leute?

Vor allem eine Möglichkeit, sich einen werteorientierten Lebens- und Führungsstil anzueignen oder ihn vermehrt zu üben. Dies fing schon bei der Vorbereitung an:

Der Koordinator hatte eine derart fähige Gruppe um sich geschart, dass er während zwei der Vorbereitungsstage für andere Termine problemlos abwesend sein konnte!



Beim Caux Round Table: Ruud Lubbers, ehemaliger niederländischer Premier; zu Gast bei den Wirtschaftsvertretern Japans, Amerikas und Europas

In einem der Lieder des Albums *Sergeant Pepper* besingt Paul McCartney das Erreichen der Altersgrenze von 64 – und es tönt so, als hätte er nicht wirklich gedacht, dass dies möglich wäre. Nun, sogar er selbst ist noch nicht so weit; einige in unserer Schar hingegen haben jenen Meilenstein hinter sich, und für die meisten von uns liegt er nicht mehr weit. Ob uns jedoch die nächsten dreissig Jahre Gelegenheit bieten, das Leben auf Breitleinwand oder ausgerichtet auf unsere allernächste Umgebung zuzubringen: Wir wollen die Freundschaften, mit denen wir gesegnet wurden, niemals unterschätzen. Mutter Teresa hat uns gesagt, wir könnten in diesem Leben keine grossen Dinge, sondern nur kleine Dinge mit Liebe tun. Vergessen wir aber auch nicht, welch grosses Vorrecht es war, uns zu einer solchen Gemeinschaft von Freunden zählen zu können.

Margaret Smith

Gesellschaft – Firma – Familie

Der indische Firmenchef Darius Forbes schilderte seinen Werdegang. Seine Gattin, ebenfalls Mitarbeiterin beim 850 Personen starken Hersteller von Prozesssteuerungsinstrumenten, sprach als erste. Vor bald zwanzig Jahren seien sie in Kontakt mit den Industrieseminaren in Panchgani gekommen, worauf sie ihre Mitarbeiter mit Eheleuten an diese Seminare gesandt hätten: «So erlebt man Werte als Partner...» Heute liege die Geschäftsführung in den Händen der nächsten Generation, die Schwiegertochter leite die Personalabteilung.

Bei Mr. Forbes fielen Firmengründung, Beginn seiner beruflichen Lauf-

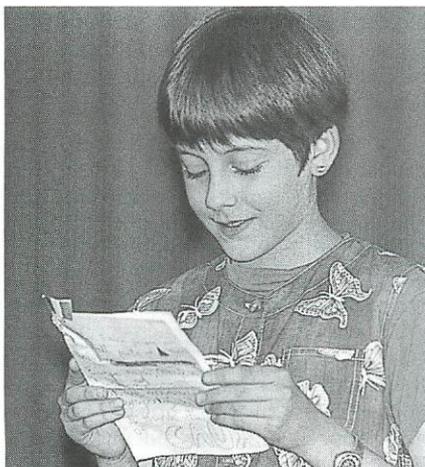
ein werteorientierter Führungsstil

bahn und Unabhängigkeit seines Landes zusammen: «Nach acht, neun Jahren fiel uns etwas auf: Wohlstand verteilen können setzt voraus, dass man ihn erst schafft. Wir waren bis anhin nur eine Handelsfirma gewesen und sahen uns am Ende unserer Möglichkeiten. Wir wollten Arbeitsplätze schaffen. So gründeten wir eine Fabrik, mitten in einer landwirtschaftlichen Zone 20 km ausserhalb der Stadt, ohne Infrastruktur. Den Landverkäufern boten wir zwölf Stellen in der Firma an. Nach vier Jahren gründeten wir ein Krankenhaus mit 22 Betten. Heute wohnen 70 000 Personen in der Umgebung; zwei Ärzte sind vollzeit im Krankenhaus tätig, Spezialisten werden zugezogen.»

Forbes qualifizierte den Konferenztitel: «Wir verstehen darunter einen Führungsstil mit Familienwerten. Indem wir eine Industrie beginnen, schaffen wir zwar Jobs, aber es entstehen auch viele Probleme. Wir müssen die Infrastruktur mittragen... Für die Erziehung bieten wir Stipendien an, nicht nur für Firmenangehörige... Familienwerte: die ganze Umgebung bringt uns etwas; so hoffen wir, auch unsererseits der Umgebung etwas gebracht zu haben.»

Leben heisst riskieren

Der französische Manager Jean Fayet blickte auf eine erfolgreiche Präsenz auf dem wachstumsstarken Markt Ostasiens zurück und zog einige Lehren daraus. «Können wir in unserem alten Europa



«Bei anderen Konferenzen regt sich mein Papa stets auf...», meint das Kind eines Teilnehmers am Internationalen Medienforum



Bill Jordan, Daniel Dommel, Jean Fayet (v.l.n.r.)

eine Risikofreudigkeit wiederentdecken, ohne unseren Errungenschaften abzuzugehen?» fragte er.

Er zog eine historische Parallele: Vor hundert Jahren arbeiteten 20% der Bevölkerung im Angestelltenverhältnis und 80% in einer selbständigen Tätigkeit. Heute sei das Verhältnis umgekehrt: «Wir befinden uns in der Ära der Hierarchie. Wahrscheinlich müssen wir diese vorherrschende Kultur grundlegend ändern, um Lebensfreude und Unternehmensgeist wieder zu erlangen.

Die Organisation soll nicht mehr den Stellenwert einer Doktrin haben, sondern anpassungsfähig an Situationen und Personen sein. Ersetzen wir möglichst die Strukturen durch kleine Projektgruppen mit Menschen, die für ihre Taten verantwortlich sind! Die Direktoren haben nicht mehr eine hierarchische, sondern eine strategische, visionäre Aufgabe. Die Pyramide gibt es immer noch, aber die Spitze befindet sich unten: Die Firmenleitung ermöglicht, koordiniert und dient dem Erfolg der verschiedenen Projekte. Es gibt keinen Grund zur Furcht vor dem Chaos, denn sehr oft entspringen ihm die genialen Gedanken. So kann das Leben in der Firma viel mehr zum Vertrag werden, in dem sich eine Schaffensfreiheit entwickelt. Ist das realistisch und vernünftig,

fragen Sie? Seit Jahren setze ich dies um und bin mehr und mehr davon überzeugt.»

Schädlich für Entwicklung und Demokratie

Korruption ist nicht unumgänglich. Diese Ansicht äusserte Daniel Dommel, der eine Karriere als Generalinspektor des französischen Finanzministeriums hinter sich hat. Energisch widersprach er der Ansicht, Korruption sei das Ergebnis von Armut und Unterentwicklung, sondern meinte, sie halte diese schlechten Bedingungen vielmehr aufrecht: «Schlimmer noch, nicht das beste Preis-Leistungs-Verhältnis gibt bei der Entscheidung über die Lieferanten den Ausschlag, sondern die Höhe der angebotenen Schmiergelder.»

Dommel befürwortet eine international abgestützte, abschreckende Gesetzgebung, welche auf die häufigsten Praktiken abzielt. Aber als erste Strategie schlägt er vor, Integritätsräume zu schaffen, sei es in Branchen der Wirtschaft, sei es in Gebietskörperschaften. Sprach Dommel aus der sicheren Warte eines Beamten? Nein! Zweimal sind ihm Beförderungen angetragen worden, wo er Transparenz als Bedingung stellte. In beiden Fällen liess er sich von seiner Überzeugung nicht abbringen.

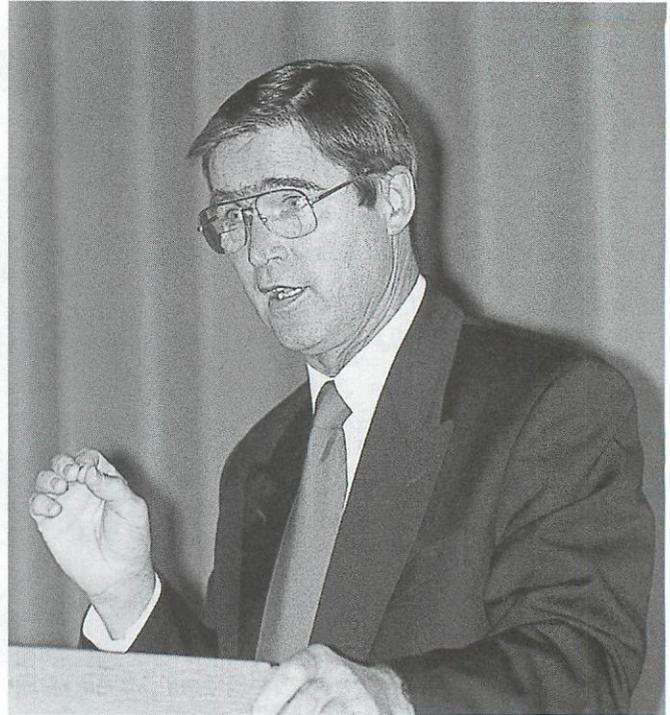
Christoph Spreng

Die Moral der Globalisierung

Bill Jordan, der weltweit ranghöchste Gewerkschaftler, rief in einem bewegenden Appell zu Moral in den führenden Wirtschaftskreisen auf. Diese sei notwendig, um den sozialen Herausforderungen der Globalisierung gerecht zu werden. Der Generalsekretär des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG), der 125 Millionen Gewerkschaftsmitglieder in 137 Ländern vertritt, hielt den ersten öffentlichen Vortrag der Saison 1997 während der Tagung für Mensch und Wirtschaft.

«In der Welt mangelt es nicht an Chefs», sagte er, «aber was fehlt und was wir dringend benötigen, sind Führungskräfte, deren moralische Werte jede ihrer Entscheidungen prägen, Chefs, deren eigene Moral ihnen die Stärke gibt, dem Eigeninteresse, das den Globalisierungsprozess zu bestimmen scheint, eine Absage zu erteilen.»

Obwohl das freie Marktsystem das Potential habe, sehr viele Menschen zu bereichern, scheine es «nicht in der Lage zu sein, die unaufhörliche Ausbreitung der Armut in der Welt, die Arbeitslosigkeit und die soziale Ausgrenzung aufzuhalten». Ungleichheit und Unsicherheit nähmen sogar in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten zu, und Deutschland verzeichne die in den letzten 50 Jahren höchste Arbeitslosenquote. In einem ihrer jüngsten Berichte warnten die Vereinten Nationen, grosse Ungleichheiten zwischen Nationen würden zu einer Welt führen, in der es «mehr Verlierer als Gewinner» gebe.



Bill Jordan, Generalsekretär IBFG

Individuelle Moral, kollektive Entscheidungen...

Heutzutage kontrollieren die 40 000 multinationalen Konzerne, in denen Milliarden Dollar von nur wenigen Einzelnen verwaltet werden, die Weltwirtschaft viel effektiver als Regierungen oder Politiker. Jordan hütete sich jedoch davor, die Entscheidungsträger allesamt zu verurteilen: «Einzelnen betrachtet, werden die meisten Unternehmen von Menschen geleitet, die sich ihrer sozialen Normen rühmen und ihre Prinzipien verteidigen.» Doch die individuelle Moral spiegelte sich in kollektiven Entscheidungen aufgrund des «starken und weiter zunehmendem Wettbewerbs» nicht wider. Der weltweite Wettbewerb habe bereits die Wirksamkeit der Landesgrenzen überwunden, und nun scheinen auch die «bisher gültigen Arbeitsplatznormen dadurch abgebaut zu werden».

Jordan beklagte die uneingeschränkte Macht der Finanzmärkte, auf denen eine relativ kleine Gruppe von Menschen, die nicht dafür zur Verantwortung gezogen würden, in der Lage seien, Milliarden Dollar zu bewegen und dadurch erheblichen Schaden anzurichten. Er führte das Beispiel Mexiko an, wo ein massiver Höhenflug des Kapitals in nur wenigen Stunden das Einkommen jedes Erwerbstätigen im Lande um die Hälfte reduziert

und innerhalb von sechs Monaten zum Verlust von Millionen Arbeitsplätzen geführt habe.

Weiter führte Jordan die weltweit ungerechte Investitionslage an, die ebenfalls durch die unkontrollierten Kräfte der Globalisierung bedingt sei. Der gesamte afrikanische Kontinent erhalte weniger als 2% der gesamten Weltinvestitionen. «Es ist kein Wunder, dass die Menschen in Schwarzafrika heute ärmer sind als vor zwanzig Jahren.» Unter den Entwicklungsländern erhielten diejenigen am meisten, die «niedrige Lohn- und Sozialkosten anbieten und keinen demokratischen Einschränkungen und Schutzmassnahmen unterliegen». China, wo der Stundenlohn eines Arbeiters in der metallverarbeitenden Industrie bei einem halben Dollar liege (im Gegensatz zu 20 Dollar in Deutschland), erhalte den Löwenanteil der Investitionen für Entwicklungsländer. Dies führe ebenfalls zu Arbeitslosigkeit in Europa, da Firmen angesichts des weltweiten Wettbewerbs gezwungen seien, in Länder mit niedrigeren Lohnkosten abzuwandern.

Investitionen ja, Freiheit nein?

Jordan warnte, unkontrollierte Arbeitsnormen würden «den Ländern und Unternehmen schaden, die dazu bereit

sind, die Kosten für zivilisierte Normen zu tragen». Länder wie Burma und Indonesien würden «von Ländern beneidet, in denen die Demokratie gerade am Entstehen ist». Er erwähnte den Aufstand in Korea, als die Regierung versuchte, den Arbeiterschutz durch die heimliche Verabschiedung neuer Gesetze abzuschaffen. Die koreanischen Arbeiter gingen mit Unterstützung des IBFG auf die Strasse, um ihre Rechte einzufordern. «Solange bei der Vergabe von Investitionen Freiheit als unrentabel gilt», sagte Jordan, «wird es Ungerechtigkeit und Ungleichheit geben.»

Er warnte vor denen, «die den Weltmarkt ohne Rücksicht auf Verluste verteidigen» und anderen versicherten, dass alles ein gutes Ende haben werde. «Die Geschichte hat uns gelehrt, nicht zu unterschätzen, dass die Zukunft uns auch unangenehm überraschen kann.» Aufgrund der Parallele zwischen der heutigen Globalisierung und der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts sah er jedoch Anlass zu vorsichtigem Optimismus. Aus jenen tiefgreifenden wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen war die Gewerkschaftsbewegung entstanden. «Arbeitende Männer und Frauen taten sich zusammen, um die Exzesse der Revolution im Zaum zu halten.»

Veränderungen steuern

«Die Weltgewerkschaftsbewegung», fuhr Jordan fort, «beschäftigt sich so sehr mit der nicht hinnehmbaren Seite des unkontrollierten freien Marktes, dass sie entschlossen ist, ihrem Idealismus, ihren Prinzipien und Zielen neue Kraft zu verleihen und die Herausforderungen der Globalisierung anzunehmen.» Eine Revolution sei immer schmerzhaft, aber ein Wandel müsse kontrolliert ablaufen. Wie während der Industriellen Revolution brauche die Gewerkschaftsbewegung nun die Hilfe und Unterstützung von «Politikern und Geschäftsleuten, deren eigene moralische Überzeugung sie nicht tatenlos zusehen lässt, wenn Sozialnormen abgeschafft werden».

Der Weltmarkt sei «keiner Leitung, keinen allgemeingültigen Gesetzen oder Regeln» unterworfen. Um den Herausforderungen der Globalisierung gerecht zu werden, sei eine dreidimensionale Strategie notwendig:

1. Internationale Regeln zur Kontrolle des Marktes;
2. ein internationales Konzept der Investitionen, um den immer grösser werdenden Ungleichheiten zwischen den Kontinenten entgegenzuwirken;

3. «ein Grundstein allgemein anerkannter Menschenrechte am Arbeitsplatz».

Plausibel, aber unehrlich

Als Generalsekretär des IBFG wünscht Jordan sich «ein Mindestmass an Menschenrechten am Arbeitsplatz», das in allen Mitgliedsstaaten der Welthandelsorganisation gewährleistet werde. Diese Basisnormen betreffen Grundrechte des Menschen bezüglich Kinderarbeit, Zwangsarbeit, Versammlungsfreiheit, freie Aushandlung von Tarifverträgen und Chancengleichheit. Jordan widersprach der «plausiblen, aber unehrlichen» Behauptung, wonach ärmere Länder sich solche Mindestnormen nicht leisten könnten. Genau wie das Urheberrecht – unabhängig vom Reichtum eines Landes – Allgemeingültigkeit habe, müssten grundlegende internationale Arbeitsnormen gelten, die für alle verbindlich seien. Dies sei sowohl für die Beschäftigung in den Industrieländern als auch für den Schutz der Menschenrechte in den Entwicklungsländern unerlässlich.

«Wir brauchen Normen», schloss Jordan. «Welchen Weg die Welt auch einschlägt oder für welche Ideologie sie sich

entscheidet, sie darf dabei nicht ihre Werte und Normen aufgeben. Obwohl ein schwerer Weg vor uns liegt, bin ich zuversichtlich, dass nicht einmal die ungebändigten Kräfte der Globalisierung ein Hindernis für eine menschliche Gemeinschaft sind, die ihre sozialen Werte und die Gerechtigkeit verteidigt. Diese Kraft und diese Stärke findet sich im Herzen und im Willen jedes rechtschaffenen Menschen. Lassen Sie uns diese Kraft nutzen; lassen Sie uns die Welt verändern!>

Richard Jones/cbs

Dem Vortrag folgte eine angeregte Publikumsdiskussion. Mehrere der Fragen beantwortete Jordan mit einer interessanten Mischung von Realismus und Zuversicht. Hier ein von ihm erwähntes Erlebnis:

«Ich arbeitete in der britischen Metallindustrie. Ein frühes Opfer der Thatcher-Revolution war das Lehrlingsystem, das in Deutschland zum Rückgrat der Wirtschaftsmacht gehörte und heute teilweise immer noch gehört. Frau Thatcher sagte, dies sei nicht nötig; so wurde es aufgelöst. In unserer Branche fielen die Lehrlingsplätze von 25 000 auf 6000 pro Jahr. Als Vorsitzender der Gewerkschaft (AEEU) warb ich sofort gegen diese Massnahme: «Tun Sie das nicht, es ist falsch, es wird Sie teuer zu stehen kommen!» Und so mussten wir die Konsequenzen tragen. Den Firmen ging es gut, solange die Wirtschaft auf Talfahrt war. Sobald die Wirtschaft sich wieder erholte, fehlten dauernd qualifizierte Leute und klagten fast alle Firmenchefs über ihre gebremste Produktivität mangels Fachkräften.

Die Zeit verging, und etwa 10 Jahre danach klingelte in meinem Büro das Telefon. Ob ich an einer von der Regierung einberufenen Besprechung über die Einführung einer neuen nationalen Lehrlingsausbildung teilnehmen würde? – Wenn man das Richtige sagt und weiss, dass es richtig ist, dann können Umwege und Sofortlösungen aller Art auftauchen, aber die Leute erinnern sich, wer das Richtige gesagt hat. – Es war ein demütigendes Erlebnis, mit den Regierungsmitgliedern zusammensitzend – mit einem lächelnden Gesicht natürlich! Also bleiben Sie dran!>



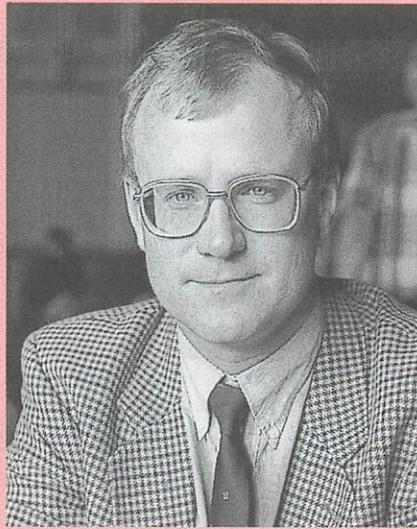
Ein Tagesschau-Team des Fernsehens der französischen Schweiz (TSR) kam im Laufe des Monats Juli zweimal nach Caux: hier beim Interview mit Bill Jordan

Ein Leben im Glauben

«Wie setze ich mich immer wieder für das ein, was ich zutiefst glaube, im Stress des Alltagslebens in der Wirtschaft?» «Welcher Funke hilft mir, wenn in unserer Familie durch Stress am Arbeitsplatz Spannungen aufkommen?» «Wie sind eigentlich die Grundlagen des Glaubens und dessen Prinzipien des Friedens, der Nächstenliebe und des Respekts vor dem andern mit den Kriegshandlungen in meinem Land zu vereinbaren?» Dies sind einige der Fragen, die an den Tagungen in Caux immer wiederkehren.

Eine Gruppe jüngerer Berufstätiger beschloss daher, eine Woche dem Thema «Ein Leben im Glauben» zu widmen, in einem Versuch, aus dieser Perspektive auf die erwähnten Fragen einzugehen und die Bedingungen und Konsequenzen für ein im Glauben verwurzelt Leben näher zu erforschen. Das Angebot richtete sich «sowohl an jene, die ihren Glauben in ihrem persönlichen, familiären und beruflichen Leben besser verankern möchten, als auch jene, die den Anfang eines geistlichen Weges finden wollen».

Die Idee für diese Tagung habe er mit seinem Bruder, einem Mittelschullehrer in London, und dessen Frau vorgeschla-



Philip Boobbyer

gen, erklärte Dr. Philip Boobbyer einleitend. Er selber ist Dozent für Philosophie. Die drei hatten das fünftägige Programm per Telefax, E-mail und Telefon sowie durch mehrere Reisen an ihren spärlichen freien Wochenenden gemeinsam mit andern Freunden in London und Kollegen in Paris vorbereitet. Der Bruder und seine Frau hatten die zwei kleinen Söhne mitgebracht.

Schon während jener Zeit habe sich immer deutlicher erwiesen, «wie sehr alle unsere Lebensbereiche untereinander verbunden sind und wie ein echter Gottesglaube nicht bloss eine abstrakte Idee ist, sondern unsere Lebens-, Arbeits- und Denkweise entscheidend beeinflusst».

Gemeinsam erkundeten dann die über dreihundert Teilnehmer, «wie unser Leben durch unsere Liebe zu Gott und den Gehorsam gegenüber seinem Willen verwandelt werden kann, so dass es auf Familien, Gemeinschaften und sogar auf ganze Länder ausstrahlt».

M.S.

Das hörende Gebet

Als ich mit zwanzig einmal an einer Tagung hier teilnahm, zitierte jemand einen für viele altbekannten Satz, der aber für mich völlig neu war und mein Leben umgekrempt hat: «Wenn der Mensch horcht, spricht Gott; wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott.»

Zwar war ich in einem christlichen Hause aufgewachsen, aber irgendwie hat dieser Satz für mich die Religion und den Glauben zu etwas Lebendigem gemacht und mir völlig neue Perspektiven eröffnet. Konnte es tatsächlich stimmen, dass wir einen Gesprächspartner «im Himmel» haben – einen Partner, der uns hilft, uns «hier unten» zurechtzufinden? Ich war vor allem neugierig und unternahm deshalb den ersten Schritt auf dem Weg zu dem, was ich heute «das hörende Gebet» nenne.

Es war nicht eine plötzliche, umwerfende Erleuchtung. Mein inneres Ohr zu spitzen im Hinhören auf das, was Gott mir zu sagen hätte: schon das war ein relativ weiter Weg, denn zuerst hiess es ent-

decken und zugeben, wer ich wirklich war. Es gab Höhen und Tiefen auf dem Weg. Momente, in denen ich mich um mich selbst drehte, aber auch lichte Augenblicke der Klarheit wie jener, der mich dazu führte, einen ganzen Berg von Vorurteilen und Ängsten über die Ehe abzubauen und meinem Mann ja zu sagen, als er mich bat, ihn zu heiraten.

Trotz lückenhafter Aufmerksamkeit

Heute bedeutet das hörende Gebet für mich 10 bis 15 Minuten, die ich früh am Morgen, bevor die Familie aufwacht, in aller Ruhe in unserem Wohnzimmer verbringe, in einer «Zeit der Stille», in der ich nach einer mehr oder weniger guten Nacht den Tag ins Auge fasse, mich innerlich entspanne und vor Gottes Augen stehe. Übrigens haben diese kurzen Viertelstunden auch meiner Gesundheit genützt und Licht in die Schattenzonen einer Beziehung oder in eine ausweglos scheinende Situation gebracht. Wenn ich

Gott meine noch so lückenhafte Aufmerksamkeit schenke, gibt er mir – zu seiner Zeit und auf seine Art – oft originelle und unerwartete Antworten oder Lösungsvorschläge ein.

Wenn ich unsern Siebenjährigen sagen höre: «Meine Mutter keift schon wieder!» oder wenn sich der «geheime Garten» im Leben meiner neunjährigen Tochter vergrössert, ich mir Sorgen um die beiden mache oder mich über einen Charakterzug meines Mannes ärgere, dann brauche ich jenen frischen Luftzug, den mir jener kurze Augenblick des hörenden Gebets verschafft, nicht zuletzt, weil er den Dingen die richtigen Proportionen zurückgibt und mich daran erinnert, dass die Familie auch der Ort sein kann, wo man lieben lernen und andere glücklich machen kann. Wenn ich meinen Mann auf seinen Arbeitseinsätzen nach Tunesien oder Marokko begleite und sehe, wie die arabischen Familien oft so ganz andere Probleme haben als wir, frage ich mich manchmal, was ich da eigentlich zu geben habe. Auch dort kann ich auf das «hörende Gebet» zurückgreifen, während dem mir oft ein Gedanke «eingeblesen» wird: «Erzähl von deinen Erfahrungen mit Erneuerung in eurem Familienalltag.»

Nathalie Chavanne



Angehörige verschiedener Konfessionen berichten über die Praxis des Gebets

Für Sie mitgehört:

Alix Bettinger (26) aus Frankreich und Phyllis Scholl (19) aus der Schweiz notierten sich die Stichwörter, die sie während der Woche «Ein Leben im Glauben» am meisten frappt hatten: Aus den vier Seiten der von ihnen gesammelten Zitate von Juden, Christen, Hindus, Muslimen und Buddhisten haben wir folgende herausgepickt:

Ein Leben im Glauben: *Rabbi Mendel von Kozk* fragte seine Gäste: «Wo wohnt Gott?» Sie lachten über ihn: «Ist doch die Welt seiner Herrlichkeit voll!» Er aber beantwortete seine eigene Frage: «Gott wohnt dort, wo man ihn einlässt.»

Mutter Teresa: «Ich wäre eher bereit, auf mein Leben zu verzichten als auf meinen Glauben.»

Mit der Angst umgehen: Oft wagt man heute nicht mehr zu sagen, was absolut richtig und was absolut falsch ist – jedoch nicht nur aus Toleranz, sondern aus der Angst, als altmodisch und engstirnig abgetan zu werden.

Uneigennützigkeit: Wie kann ich mich auf die Probleme der Welt einlassen, wo doch meine eigenen Probleme schon mein Leben ausfüllen?

Auf die andern zugehen: Die Suche nach Gott hat immer etwas mit deinem Nächsten zu tun. Wenn du deinen Nächsten, den du ja sehen kannst, nicht liebst, wie kannst du dann Gott lieben, den du nicht sehen kannst?

Glauben: Glaube ist das Gegenteil von Sehen. Er heisst einen so handeln, als hätte man eine verborgene Realität bereits gesehen. Glauben ist Heilung meiner Sehkraft, damit ich erkennen kann, wie Gott überall an der Arbeit ist.

Aufmerksamkeit: Hören auf Gott ist gefährlich. Es ist eine Kampfansage an die Pluralität unserer Wünsche, an jede Zweitklassigkeit unseres Tuns. Das Hören bringt eine grössere Verantwortung der Welt gegenüber.

Sicherheit: Alle suchen Sicherheit; das ist das Problem unserer heutigen Zeit. Jesus hat seine Nachfolger geheissen, alles zu verlassen und ihm nachzufolgen.

Der Tropfen im Ozean

Ich bin Mutter, Hausfrau und habe vor einiger Zeit bei mir zu Hause eine «wandernde Bibliothek» eingerichtet. Was mich an der MRA am meisten anzog, war die Idee, dass es möglich ist, «weltweit zu denken und vor Ort zu handeln». Denn wenn wir von Verpflichtung sprechen, von Engagement, aber nicht wissen, was wir tatsächlich unternehmen können, kann es deprimierend werden, weil wir uns zu klein und machtlos vorkommen.

So beschloss ich, dass meine erste Verpflichtung als gewöhnliche Person der Familie gehöre und dann der Gemeinschaft um mich herum. Damit kann ich an die Welt denken, mich für das interessieren, was dort geschieht, während ich den Menschen um mich herum mein Bestes gebe.

Nach vielem Überreden

Als die Hindu-Muslim-Unruhen in Bombay ausbrachen, kamen wir uns als Familie hilflos vor. Wir sehnten uns danach, etwas tun zu können, damit die Ge-

walt aufhören und die Eintracht zwischen den Gemeinschaften wieder hergestellt würde, obwohl wir den Mut nicht hatten, auf der Strasse direkt einzugreifen, um die Streitenden zu trennen. Aber eines Tages lasen wir in der Zeitung, dass Kinder, die regelmässiger Bluttransfusionen bedurften, von den Krankenhäusern abgewiesen wurden, weil das Blut der Blutbanken für die Verletzten der gewalttätigen Auseinandersetzungen gebraucht wurde. Also beschlossen mein Mann Bhanu und ich, eine Blutspendestation in unserem Quartier einzurichten. Das war gar nicht so einfach, denn so etwas hatte es dort noch nie gegeben. Die Leute waren sogar bereit, Geld zu spenden, aber nicht ihr Blut. Doch nach viel Überredungskunst gelang es uns: Leute aller Kasten und Religionen spendeten Blut, und dazu erhielten wir auch noch viele Geld- und Naturalspenden. Es übertraf alles, was wir uns erhofft hatten, und trug auch dazu bei, den Hass zwischen den Hindus und Muslimen in unserem Stadtteil abzubauen.

Seit zwei Jahren leite ich nun eine «wandernde Bibliothek». 450 Familien in unserem Vorort sind Mitglieder. Es ist mehr als eine Bibliothek, denn sie ist tatsächlich gemeinschaftsfördernd: Die Menschen kommen nicht nur, um Bücher auszutauschen, sondern auch um einander ihre Sorgen, Ansichten und Gedanken mitzuteilen. Durch die Bibliothek ist es uns gelungen, das Beziehungsnetz in unserer Umgebung zu fördern. Ein Journalist fragte einmal Mutter Teresa: «Aber Mutter, meinen Sie wirklich, dass Sie das Leid und die Armut von Kalkutta beeinflussen können, indem Sie einen alten Mann oder ein Kind von den Strassen der Stadt auflesen?» Mutter Teresa antwortete: «Ich weiss, dass das, was ich tue, bloss einen Tropfen in einem Ozean darstellt. Aber ohne diesen Tropfen wird der Ozean geringer sein.» Dieser Gedanke motiviert mich immer wieder neu.

Varsha Kale

Kreativität in Alltag, Kunst und Gesellschaft

Pschschschsch! – das Geräusch, das beim Öffnen einer Getränkedose oder beim Entkorken einer Champagnerflasche zu hören ist, lieferte den Titel für einen ungewohnten Konferenzabschnitt, der das Zusammenspiel von Kreativität, Freiheit und Dienst im Alltag, in der Kunst und der Gesellschaft zum Thema hatte und sich an all jene richtete, die «den schöpferischen Funken in sich selbst entdecken» wollten.

Entsprechend spielte sich das Leben während der Woche vom 5.–12. August nicht hauptsächlich in Vollversammlungen und Gesprächsforen ab; das Schwerkraft lag auf den rund 20 Workshops oder Ateliers, deren breitgefächertes Angebot die Qual der Wahl liess: von Musik, Dichtung, Tanz, Theaterspielen, Regie – über Stimmbildung, Video, Fotografie, Malen von innen heraus, Puppenspiel, kreatives Musikhören bis hin zu Blumengestecken und Patisserie... Die Teilnehmenden wurden ermutigt, sich nicht in einem Atelier einzuschreiben, das ihren schon vorhandenen Fertigkeiten entsprach, sondern vielmehr Neuland zu betreten und eine echte Entdeckungsreise zu wagen.

Sogar dem Sport als Gebiet schöpferischen Tuns war ein Atelier gewidmet. Dessen Leiter, der ehemalige Cricketspieler Dickie Dodds aus England, stellte zur Eröffnung einige anregende Fragen, zum Beispiel:

- Versuchen kreative Leute schöpferisch zu sein – oder sind sie es einfach?
- Wohin gehört Fleiss im schöpferischen Vorgang? Sind Kreativität und Fleiss dasselbe? Gibt es das eine ohne das andere?
- Sind dies Beispiele schöpferischer Leute: Henry Ford – Mutter Teresa – Picasso – Shakespeare – Napoleon – Beethoven – Tiger Woods – der Dalai Lama – Martina Hingis?
- Liegt die grösste Kreativität darin, sie in anderen zu wecken? Wie geschieht das?

Eine grosse Bereicherung bildeten die künstlerisch hochstehenden Abendprogramme, so die Aufführung von Goethes «Urfaust» (in der Bearbeitung von Dürrenmatt) durch das Studio Ararat – eine Prager Studentengruppe; ein Konzert des Fitzwilliam-Streichquartetts aus England mit Werken von Haydn, Schostakowitsch und Borodin – oder Mark Twains umwerfend komisches, aber auch tief sinniges «Tagebuch von Adam und Eva» als Dreipersonen-Musical.



Im Puppenatelier

Ernst Neiswestny

Ernst Neiswestny, geboren 1926 in Swerdlowsk im Ural, gilt als bedeutendster russischer Bildhauer der Gegenwart. Nachdem er als 19-jähriger Freiwilliger der Roten Armee in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges schwer verwundet, für tot erklärt und nur durch Zufall wiederbelebt worden war, absolvierte er die Moskauer Kunstakademie und studierte gleichzeitig Philosophie an der Moskauer Universität. In die internationalen Schlagzeilen geriet er 1962, als er es wagte, anlässlich einer Ausstellung avant-

gardistischer Kunst in der Moskauer *Manège* dem Premier Nikita Chruschtschow nach dessen Zornausbruch die Stirn zu bieten und mit ihm ein einstündiges Rededuell auszutragen. Entgegen seinen Erwartungen wurde der Künstler nicht verhaftet, sondern sogar Jahre später von Chruschtschows Familie beauftragt, dessen Grabstein zu erstellen. 1976 emigrierte Neiswestny in den Westen, um dem «künstlerischen Tod» zu entgehen; seit 20 Jahren lebt und arbeitet er in New York.

Am Morgen wurden jeweils Kunstschaffende in kurzen Live-Interviews vorgestellt; das Nachmittagsprogramm bot Referate, einen Dia-Vortrag über Marc Chagall, ein Künstlerpodium zum Thema Kreativität und als Hauptereignis am 6. August den öffentlichen Vortrag des russischen Bildhauers Ernst Neiswestny, den wir hier auszugsweise wiedergeben. (Der vollständige Text kann bei der Redaktion angefordert werden.)

Verena Gautschi



Ernst Neiswestny (l.) mit dem Prager Regisseur František Miška

Freiheit und Kreativität

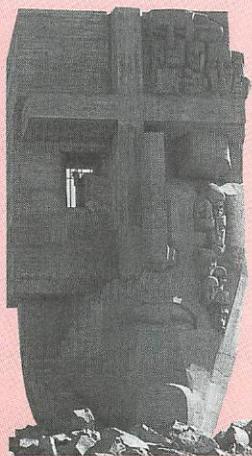
Was ist Freiheit? Wahrscheinlich kennen nur die Begriffe Raum und Zeit ebenso viele widersprüchliche Definitionen wie dieser scheinbar einfach angelegte Begriff: *Freiheit*. Es gibt keine einzige politische oder religiöse Bewegung der Weltgeschichte, die nicht die Freiheit als Grundlage ihrer Gesetze und Losungen verkündet hätte. (...)

In jedem Menschen bekämpfen sich das Streben nach Ruhe und die Unternehmungslust – sein Wunsch nach einem ruhigen Leben, und sei es im Gefängnis, und sein Streben nach unbegrenzter Ausbreitung. Diese ursprünglichen Eigenschaften der menschlichen Seele bilden den Hintergrund und vielleicht auch die Grundlage für das Drama der Weltgeschichte, das sich im Verlaufe der Zeiten abwickelt. (...)

Wir alle werden als Begabte geboren. In jedem Säugling schlummert das Könnchen eines Mozart, eine gewisse Menge an Begabung. Wieviel? Das ist die Frage! – Jeder beliebige Mensch, der daran gehindert wird, seine Begabung zu zeigen, leidet. Und je begabter er ist, desto mehr leidet er. Für etliche Menschen ist die Möglichkeit des Schaffens das wichtigste Lebensbedürfnis, dessen Befriedigung ihnen oft wichtiger ist als das Geschenk körperlicher Existenz, und sie verteidigen auch noch unter Todesdrohung ihr Recht auf schöpferisches Tun. (...)

Quellen der Unfreiheit

Im 20. Jahrhundert beutete der kommunistische Mythos, wie auch später der



Neiswestnys «Maske des Schmerzes» in Magadan, zum Gedenken an die Opfer des Stalinismus

faschistische, aufs vollkommenste das menschliche Streben nach Erneuerung und nach Zerstörung im Namen der Schöpfung aus. (...) Genau deshalb schloss sich die russische künstlerische Avantgarde der Revolution an. Doch der Engel der revolutionären Freiheiten in Russland starb, und die hohen sowjetischen Herren, endgültig von ihren propagierten Aufgaben abgeschnitten, wurden zur exklusiven Supersekte. Die Zeit der revolutionären Dichter und Künstler war abgelaufen. Kühnheit, Phantasie, Talent und Geist erwiesen sich als von der Staatsmaschinerie unerwünschte Eigenschaften.

Die Geschichte hat den Künstlerhohenpriester, den Künstlerphilosophen, den Künstlernarren gekannt. Der Sozialistische Realismus gebar ein Monstrum: den Künstlerfunktionär – was so wider natürlich ist wie ein Feuerwehrmann-Brandstifter oder ein Mörderarzt. Rein von ihrer selbstfabrizierten Mechanik her steuerte die Sowjetunion ihrer Auflösung entgegen. (...)

Sozialistischer Realismus ist ein Phantom. Er ist die Verkörperung des Nicht-existierenden und braucht, wie jeder Vampir, lebendiges Blut, um das Leben nachzuahmen. Die sogenannte «Theorie des Sozrealismus» ist paradoxerweise einfach: Der sowjetische Künstler muss im Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen sehen. Da die Zukunft unvermeidlich Kommunismus hiess und prächtig war, konnte sie nur entsprechend aussehen: Der Hungerige wird als satt, der Hässliche als schön, der Unglückliche als glücklich porträtiert. (...)

Was ist Kunst? Darüber gibt es jede Menge Definitionen... Meine Erfahrung als Künstler wurde geformt unter der Bedingung absoluter Unfreiheit in der UdSSR und absoluter Freiheit im Westen. Dies gibt mir die Möglichkeit einer zweideutigen Antwort. Freiheit und Unfreiheit – als rein äusserliche Begriffe gesehen – sind für den Künstler gleichermassen verderblich, wenn nicht sein geistiges Wesen die Verantwortung für das zu Erschaffende übernimmt. (...)

Woher kommen wir, wer sind wir, wohin gehen wir? Diese Fragen interessieren jemanden, der zur Marktperson geworden ist, nicht mehr. Sollte ein Künstler solcherlei Fragen stellen, gilt dies allgemein als unanständig, quasi als Verletzung des guten Tones. (...) Wird die überwältigende Massenproduktion moderner Kunst

vom Standpunkt der grossen Fragen der Menschheit aus beurteilt, so kommt sie mit ihrer Eindimensionalität und ihrem Anpassertum dem sozialistischen Realismus sehr nahe. Die nachindustrielle Gesellschaft ist auf Erholung ausgerichtet und verlangt hedonistische Kunst, so wie die Massen, wenn sie einmal Brot haben, nach Unterhaltung rufen. (...)

Freiheit und Kreativität

Ein Künstler kann kein Künstler sein, ohne ein Gefühl innerer Freiheit gefunden zu haben. Übrigens hängt diese Freiheit weder vom Stil noch von der Schule ab, denen er angehört. (...) Die Hauptsache sind die Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Selbstgenügsamkeit seiner Person. «Die Würde der Freiheit und des Geistes ist die einzige Menschenwürde», schätzt Descartes. Würde und Freiheit des Künstlers: das ist Wille, Liebe und Demut zugleich. Es ist das Gefühl des Einsseins mit etwas Grösserem, und die ununterbrochene Verbindung des Endlichen mit dem Unendlichen. Seine Freiheit liegt in der Abwesenheit des Zweifels und im absoluten Glauben daran, dass seine Berufung von Gott stammt und deshalb für ihn das Bestmögliche in der Welt ist. Er ist ein Mystiker ohne Kloster, bestrebt, die Antwort jenseits der Grenzen menschlicher Logik zu finden, und der durch alle Prüfungen und Versuchungen hindurch zur Freiheit und zur Hingabe an die Kunst gelangt, durch den reinen Geist der Menschwerdung, mit dem Glauben daran, dass der Akt der Offenbarung sich immer neu wiederholt. (...)

Gegen das Vergessen

Schöpferisches Tun lässt sich vergleichen mit einem Erwachen, einer Auferstehung zur Erkenntnis jenes Wesentlichen, das von Anfang an da war, aber den Weg zu seiner Verwirklichung nicht fand. (...) Die Kunst hebt die weltliche, chronologische Zeit auf und führt die sakrale, mythische Zeit wieder ein. Die Menschen werden zu Zeitgenossen von Geschehnissen, die sich vor Tausenden von Jahren ereigneten. Der Aufstand gegen die Unwiederbringlichkeit der Zeit hilft uns, unsere eigene Wirklichkeit in der Gegenwart aufzubauen, und befreit uns von der Bürde «verlorener» Zeit. Dadurch erhalten wir die Möglichkeit, Vergangenes zu verwerfen oder anzunehmen, unser Leben neu zu beginnen und eine neue Welt zu schaffen.

Moral, Politik und die Bürger

Dieser Titel galt sowohl für den vierten öffentlichen Caux-Vortrag 1997, als auch für das Schlusswochenende des Sommers. Der Referent war Professor Vittorio Hösle, Ordinarius für Philosophie an der Universität Essen. Sein jüngstes, 1200seitiges Buch «Moral und Politik» ist im September erschienen.

In seinem Vortrag wies Hösle auf ein gewisses durch den rationalen Egoismus erreichtes Gleichgewicht hin, welches Teilerfolge in der Rechtssicherheit und in der sozialen Gerechtigkeit gebracht habe. Zwischen den Generationen jedoch sei keine Gerechtigkeit entstanden – die Instrumente der Demokratie und jene des Marktes seien unwirksam, wenn es um die Verwendung der Ressourcen und die Umwelt im allgemeinen sowie um die internationalen Beziehungen gehe: «Die kommenden Generationen sind weder auf dem Markt noch in den Wahlen präsent!» Die Frage sei, ob die Gesellschaft die moralische Energie aufbringe, um Rahmenbedingungen zu schaffen, die eine nachhaltige Entwicklung der Welt erlauben. Hösle schlug hierzu grundlegende Massnahmen vor, darunter auch einige institutioneller Art.

Vom öffentlichen Einsatz fasziniert

Tags darauf setzten vier Teilnehmer in einem Podiumsgespräch mit Professor Hösle als Fragesteller die Erforschung dieses Themas fort. Der Schweizer SP-Nationalrat Pierre Aguet ist Direktor der Sozialen Dienste der Stadt Vevey. Er erwähnte in der ganzen Frage der Moral im politischen Leben – und das heisse oft der

Korruption – die Möglichkeiten und Gefahren der Verflechtung zwischen Politik und Wirtschaft. Auch nach jahrelangem Einsatz auf lokaler und nationaler Ebene für mehr Transparenz in der Verwaltung und im öffentlichen Leben allgemein faszinieren ihn diese Fragen weiter. Deshalb erachte er auch die Bemühungen von Caux, den Bürgern, vor allem den Jugendlichen, Entscheidungsgrundlagen und Massstäbe mitzugeben – und vorzuleben –, als hochaktuell und wichtig. Er gab konkrete Beispiele von Momenten, in denen er als Politiker und Christ auch selber immer wieder vor schwierige Entscheidungen gestellt wird, und rief zu einem Schulunterricht auf, der den Kindern helfe, zwischen Gut und Böse zu wählen, auch wenn dies heute nicht mehr als «modern» betrachtet werde.

Ungewöhnliche Wahlkampagne

Auf ihn folgte ein frischgebackener Politiker, Yukihiisa Fujita aus Japan, der seit zehn Monaten einen Wahlkreis von Tokio im japanischen Unterhaus als Mitglied der Demokratischen Partei vertritt. Seine Berufung zur Politik entsprang einer früh erlangten Abneigung gegen alles Politische, nachdem er, um sein Studium zu finanzieren, Assistent im Büro eines

Politikers gewesen war. Dies hatte ihn zu einer allgemeinen Verurteilung der Politiker, die sowieso samt und sonders korrupt seien, gebracht. Die Entdeckung, dass es einige aufrichtige japanische Politiker gab, die sogar bereit waren, ihren Sitz zu riskieren, um der Korruption und der Verfilzung ein Ende zu setzen, forderte ihn so heraus, dass er einer neu gegründeten Partei seinen Dienst anbot, die sich speziell um diese Fragen und um das Aufarbeiten der Vergangenheit Japans kümmert. Dies führte ihn zu seiner Kandidatur, und zu seinem grossen Erstaunen wurde er im ersten Anlauf gewählt, obwohl er den

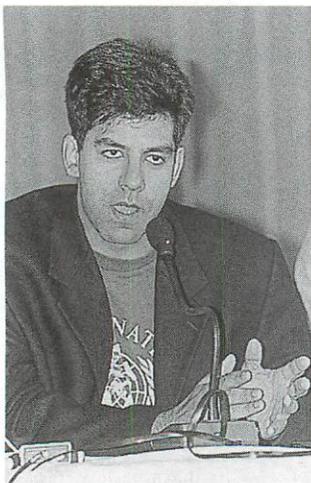


Tags darauf stellt Vittorio Hösle Fragen

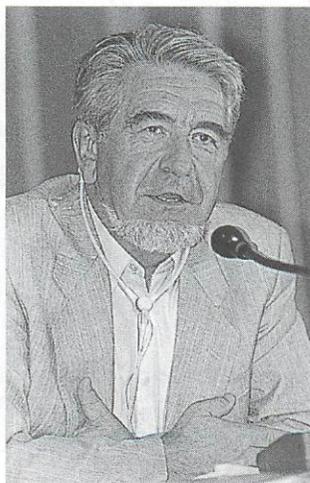
Wählern in den öffentlichen Wahlveranstaltungen bereits diese «Kampfansage» und Herausforderung zur Änderung von Bürgern wie Politikern präsentierte.

... und die Bürger

Als Jungbürger meldete sich der britische Inder Kumar Raval, der zur Zeit seine juristische Doktorarbeit über medizini-



Kumar Raval, Jungbürger



Pierre Aguet, Parlamentarier und Sozialdirektor



Yukihiisa Fujita, neu gewählt



Boris Falikow: «...echte Reue»

Machen Sie mit!

Die Stiftung für Moralische Aufrüstung* ist zur Erfüllung ihrer Aufgaben jedes Jahr auf freiwillige Konferenzbeiträge und Spenden angewiesen. Alle Leserinnen und Leser sind herzlich eingeladen, dieses Werk auch finanziell zu unterstützen. In folgenden drei Bereichen finden Sie die **aktuellen Spendenziele:**

1. Aktionen:

Diese Spenden sollen die laufenden Aktionen und Initiativen unterstützen. Sie können auch im Rahmen der unten erwähnten Programme die häufigen Fehlbeträge der Konferenzteilnehmenden decken helfen, nämlich jene für:

- Studenten, Lehrlinge, junge Menschen
- Hoffnung in den Städten
- Familien
- Mensch und Wirtschaft
- Mittlerer Osten
- Mittel- und Osteuropa
- Asien
- Afrika
- Lateinamerika

Als Hinweis: Ein voller Konferenztag in Caux kostet durchschnittlich CHF 85.- pro Person. Kleine wie auch grosse Spenden sind herzlich willkommen.

2. Erneuerungsfonds Caux:

Im bald hundertjährigen Mountain House sind grössere Erneuerungs- und Sanierungsarbeiten nötig. Die Ausrüstung des Konferenzzentrums muss auch stets erneuert werden. Nebst den Mieter-

sches Recht schreibt. Seine Erfahrung in Öffentlichkeitsarbeit sammelt er in der Aktion «Studenten für Sheffield», einem Weiterbildungsprogramm in Führungsqualitäten, in dem die Studenten in ihrer Freizeit Sozialarbeitseinsätze in den Aus- und Benachteiligtenquartieren der Stadt leisten. Letztes Jahr nahmen 1200 Studenten daran teil. Die Auswirkungen auf die Quartiere und die Studenten seien bereits erfassbar.

Kann nicht durch Verordnung erreicht werden

Professor Boris Falikow unterrichtet Vergleichende Religionswissenschaft an der Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften in Moskau. Seine Antwort auf die Frage einer rumänischen Teilnehmerin über die moralische Verantwortung der Politiker in der Vergangenheit, z.B. für die Verträge von Jalta, in denen die Politiker die Bürger vergessen

tragen sollen diesem Fonds wesentliche Spendenbeträge zufließen können.

3. Allgemeine Spenden und Legate

Obwohl ein grosser Teil der MRA-Tätigkeiten durch Freiwillige geleistet wird, fallen doch Spesen an, z.B. für die Verwaltung, die Herstellung von Drucksachen, den Reisedienst.

Spenden mit dem entsprechenden Vermerk sind zu richten an:

Schweiz:

Stiftung für Moralische Aufrüstung*
6002 Luzern
- Postcheckkonto 60-12000-4 Luzern
- Schweiz. Volksbank Luzern
Konto Nr.249270-61-5

Deutschland:

Frank Buchman Gesellschaft
für Moralische Aufrüstung, e. V.
Spendenkonto Nr. 4081113
Deutsche Bank Gladbeck
(BLZ 420 700 62)
(Die FBG kann eine Spendenbescheinigung ausstellen)

*Die schweizerische **Stiftung für Moralische Aufrüstung** hat ihren Geschäftssitz in Luzern. Der Stiftungsrat zählt maximal 20 Mitglieder, mehrheitlich aus der Schweiz sowie aus Deutschland, Frankreich, Holland, Schweden, England, Japan und den USA. Die Stiftung ist als gemeinnützig anerkannt und erfüllt ihren Auftrag namentlich durch die Bereitstellung des Konferenzzentrums von Caux.

hätten, berührte viele Zuhörer besonders. Falikow räumte ein, der 20. KPDSU-Parteikongress von 1956 hätte zwar erwähnt, dass es Deportationen nach Sibirien gegeben habe, aber weiter nichts. «Die echte Reue – welche ein Gefühl ist, nicht eine Verordnung – hat uns gefehlt, und zwar bis heute. Ich frage mich, ob Deutschland nicht teilweise deshalb wirtschaftlich wiedererstarkt ist, weil es die Schuld der Vergangenheit zugegeben und geistig und gefühlsmässig bereut hat. Vielleicht steckt darin eine Lektion für uns in Russland mit all den Problemen, die wir heute haben... wenn es für diese echte Reue nicht schon zu spät ist!»

Das Publikum bombardierte die Podiumssprecher mit Fragen, so dass die beiden Fragestunden am Morgen und am späten Nachmittag der Essenszeit halber abgebrochen werden mussten. Mehrere Zuhörer wollten wissen, auf wann die nächste Runde zu diesem Thema angesetzt sei.

Marianne Spreng

Unser Herbstangebot: Konferenzbericht kostenlos für Ihre Freunde

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) _____ PLZ _____

Ortsname _____

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) _____ PLZ _____

Ortsname _____

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) _____ PLZ _____

Ortsname _____

Weitere Adressfelder und **Adresse des Auftraggebers:** bitte wenden!

Bestellung

___ Ex. Vortrag Ernst Neiswestny vom 6.8.97

Manuskript, CHF 5.- (inkl. Porto)

___ Ex. Konferenzbericht C.I.Nr. 8-10/97

☆ Jahresabonnement

- Schweiz CHF 32.-
- Deutschland DEM 42.-
- Übrige Länder CHF 37.-
- Luftpost CHF 41.-
- Studenten, Lehrlinge CHF 24.-

Zutreffendes bitte ankreuzen und Ihre vollständige Anschrift auf der Rückseite vermerken

☆ Bücher und Video

___ Ex. CAUX Farbbroschüre,

Sprache: _____

___ Ex. Caux Video VHS

___ Ex. Der vergessene Faktor

___ Ex. Kind des Zufalls

___ Ex. *The Forgiveness Factor*

Datum: _____

Unterschrift: _____

Herr/Frau

Vorname

Strasse/Nr.

Land (abgek.) PLZ

Ortsname

Herr/Frau

Vorname

Strasse/Nr.

Land (abgek.) PLZ

Ortsname

Herr/Frau

Vorname

Strasse/Nr.

Land (abgek.) PLZ

Ortsname

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente		Annahme verweigert Refusé Respinto
Abgereist Parti Partito	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	

8-10/97

CAUX
Information

AZB 6002 Luzern 2

Zur weiteren Information:

Die Farbbroschüre: **CAUX – Vergangenheit heilen, Zukunft gestalten** ist zu folgenden Preisen in deutscher, französischer und englischer Fassung erhältlich:

52 Seiten	CHF	DEM
Einzelpreis	9.–	9,90
ab 5 Ex.	7.–	8.–
ab 10 Ex.	6.–	7.–

(zusätzlich Versandkosten)

Funkens, der scheinbar plötzlich jene zusammenführt, die einander Demütigung oder Vernichtung wünschten.
(NUR IN ENGLISCH)

Grosvenor Books 1996, 290 S., CHF 24.–

Unser Herbstangebot

Luzern, im Oktober 1997

Liebe Leserin, lieber Leser, Wieder möchten wir Sie herzlich einladen, an unserer herbstlichen Abonnentenwerbung teilzunehmen.

Damit können Sie Ihren Bekannten und Freunden weitergeben, was Sie in der «Caux-Information» entdecken und an ihr schätzen.

- Bitte trennen Sie nebenstehende Spalte ab. Tragen Sie Namen und Adressen Ihrer Freunde und Bekannten ein, die diesen Konferenzbericht kostenlos erhalten sollen.

- Bitte senden Sie uns diese Liste bis zum 31. Oktober 1997 und vergessen Sie nicht, Ihren eigenen Namen samt Adresse aufzuführen.

Wir freuen uns darauf, Ihren Freunden und Bekannten dieses Angebot in Ihrem Namen zu machen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr C.I.-Team

Weitere Exemplare dieser Ausgabe

pro Exemplar:	CHF 4.50
ab 5 Exemplaren:	CHF 3.50

(plus Porto)

Sind Sie schon abonniert?
Die CAUX-INFORMATION
im Jahresabonnement

Schweiz:	CHF	32.–
Deutschland:	DEM	42.–
übrige Länder:	CHF	37.–
Luftpost:	CHF	41.–
Studenten, Lehrlinge:	CHF	24.–

Unsere Bestelladressen:

Caux-Information
Postfach 4419
CH-6002 Luzern

MRA-Bücherdienst
Hubert Eggemann
Uhlandstrasse 20
D-45964 Gladbeck

Das Video

Ein achtminütiges Video stellt das internationale Konferenzzentrum in Caux vor.

VHS/PAL	Spielzeit 8 Min.
CHF 15.–	DEM 18.–

DIE BÜCHERECKE

Jacques Henry KIND DES ZUFALLS

Ein Leben, das unter denkbar schwierigsten Bedingungen beginnt und eine unerwartete Bestimmung findet: vom kleinen Waadtler Dorf über Caux nach Indien und wieder zurück in die Schweiz. – Als die Krebsdiagnose gestellt wird, rebelliert er. Dann gewinnt der in Jahren der Prüfungen gewachsene Glaube die Oberhand. Jacques Henry staunt über all das, was ihm Gott mitten in der Krankheit schenkt – und teilt es grosszügig mit den Menschen um sich herum. Illustriert mit fünf Farbfotos des Autors.

Caux Verlag 1996, 96 S., CHF 22.–

Garth Lean DER VERGESSENE FAKTOR – Vom Leben und Wirken Frank Buchmans

Diese umfassende, sorgfältig dokumentierte Biographie vermittelt das Porträt einer einmaligen und kontroversen Persönlichkeit, aber auch einen Blick hinter die Kulissen der Ereignisse, welche unser Jahrhundert bewegten.

Brendow Verlag, 476 Seiten,
CHF 32.80/DEM 34.–/AUS 265.–

Michael Henderson THE FORGIVENESS FACTOR

Vierzehn Situationen aus aller Welt sind mit einem Scharfblick für tapfere Taten in diesem Buch zusammengetragen. Es geht um die Kraft des unsichtbaren